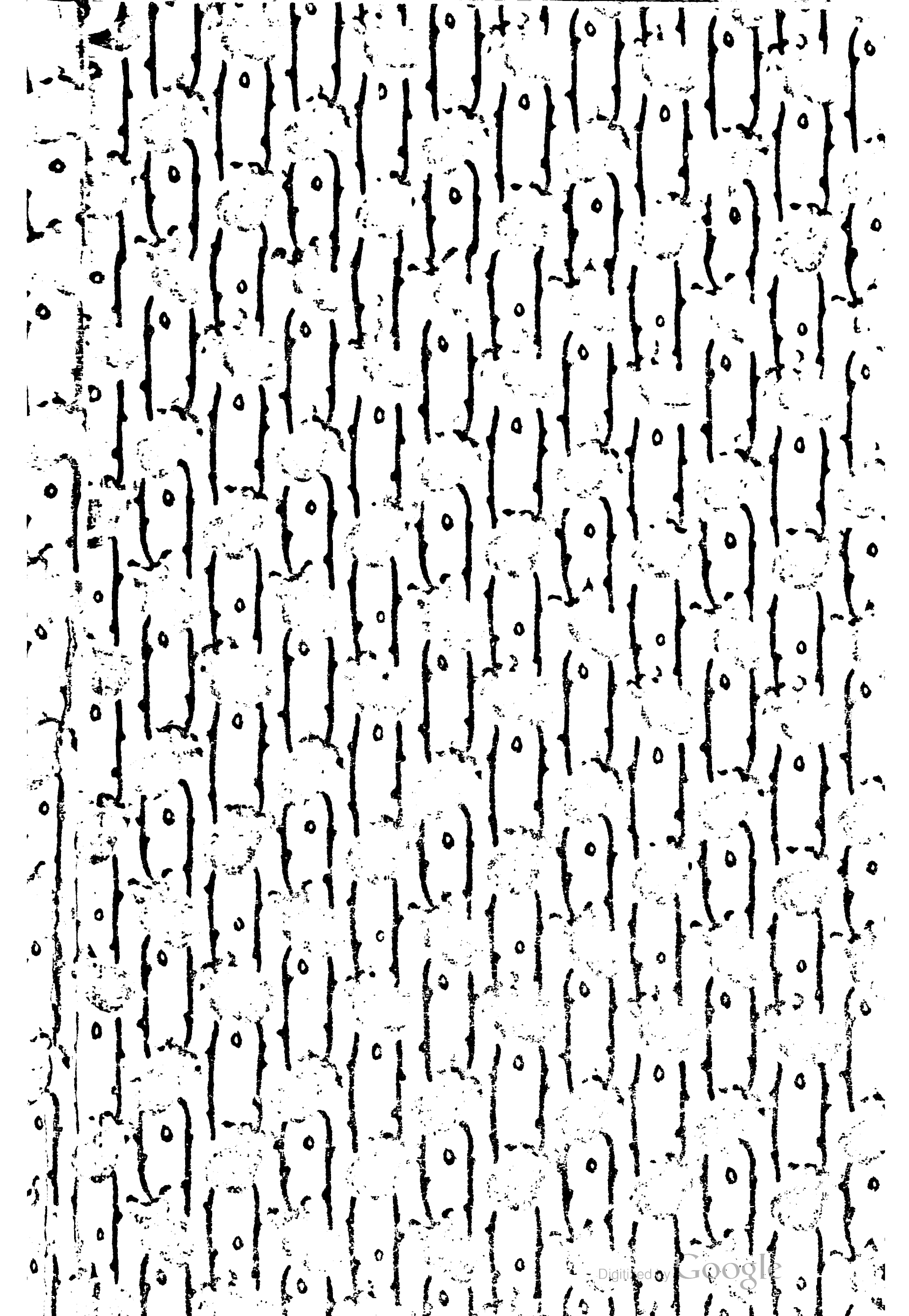


75.—

Anekdoten-Bibliothek

Band 2

Hohenzollern-Anekdoten I.





Hohenzollern-Anekdoten

I

* *

Gesammelt und bearbeitet

von

Hermann Jahnke, 1840-

Zweite Auflage



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1907

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Die geschichtliche Anekdote.

Eine Vorrede zur Verhütung der Nachrede.

Mag der Berliner Volkswitz mit scharfem Spotte auch sagen, der Tiergarten, die »Lunge« der Reichshauptstadt, sei durch die vielen Denkmäler bedenklich verkalkt; wenn der Berliner Bürger den »Bärenführer« machen muß und seine Gäste aus der Provinz oder gar aus einem fremden Lande nach der Siegesallee geleitet, so wird im Hinblick auf die weißen Marmorstandbilder auch der ärgste Schwarzseher zum Lobredner. „So wat kann doch keene andre Hauptstadt aufweisen. Jibt's jarnich!" In der Tat, eine Paradeaufstellung von zwei Herrschergeschlechtern, den Anhaltinern und Hohenzollern, wie die Entwicklungsgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staates sie aufweist, sucht ihresgleichen. Von den Hohenzollern sagt der englische Gelehrte Carlyle: „Das Haus nahm stetig zu, sozusagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allzeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren. Eine wirtschaftliche, standhafte, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei biederen Charakters und gerecht und fromm zu nennen, bisweilen im hohen Grade. Fürstliche Leute in ihrer Art mit hoher, nicht prahlerischer Gesinnung."

Jeder Gerechtdenkende wird dem deutschen Kaiser Wilhelm nachfühlen können, was ihn bewegte, als er, „seiner Väter gern gedenkend" und „sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe gestellt zu sein," die Bilder seiner Ahnen der Welt vor Augen führte.

Wie starr und kalt aber würde diese steinerne Fürstengalerie im Berliner Tiergarten anmuten, wenn sie nicht von dem Blumenflor und Laubschmuck umgeben wäre, die fast zu jeder Zeit des Jahres der Siegesallee einen so eigenartigen Reiz verleihen. Was nun diese farbenprächtige und duftige Umgebung der Denkmäler in Stein und Erz ist, das sind die heiteren Geschichten, die anmutigen Legenden und Sagen, die der Volksmund von den Heldengestalten der Geschichte zu erzählen weiß. Wer möchte diesen Blütenschmuck der Poesie an den Charakterbildern der Großen und Erhabenen unseres Volkes wohl missen? — Und doch gibt es heuzutage Gelehrte, die im Uebereifer ihres Forschertriebes allen den apokryphen Geschichten in der Geschichte den Garaus zu machen und an ihre Stelle die strenge Wahrheit zu setzen trachten. Ein großes Verdienst erwerben sich diese gestrengen Hüter der Wahrheit und Wissenschaft nach unserer Meinung nicht. Wie viel Schönes wäre da schon zerstört worden, wenn die nüchterne Gelehrsamkeit hier überall siegreich durchgedrungen wäre! Da soll Wilhelm Tell, der Schweizer Volksliebling, gar nicht gelebt haben, Froben nicht den Opfertod für seinen Herrn, den Großen Kurfürsten, gestorben, der Degen Friedrichs des Großen niemals nach Paris gekommen sein.

Doch das Volk hält fest an seinem Köhlerglauben; es ist

und bleibt ein Kind, das mehr Freude an der Sage und Anekdote hat als an der nüchternen Geschichtsschreibung. Es läßt sich die Poesie in seiner Geschichte nicht verderben. Und das Volk tut recht und wohl daran. Die geschichtliche Anekdote, die oft wahrer ist als die nackte Wahrheit der Geschichte, hat auch unter den Gelehrten ihre Verteidiger und Lobredner gefunden. Professor Dr. Wichner sagt: „Die Anekdote ist volkstümliche Geschichte: sie erzählt kürzer, sie beleuchtet ihre Helden mit einem Blitzlicht, aber sie charakterisiert oft trefflicher als der gewissenhafteste Forscher. Wie der Held in der Anekdote lebt, fromm und bieder, wahr und offen, oder das Gegenteil, so lebt er im Volke fort, und es wäre vergebliches Bemühen des Hofgeschichtsschreibers, die Volksüberlieferung berichtigen zu wollen. Darum ist die Anekdote, die uns intime Züge der Großen verrät, die unsern Herrscher im Verkehr mit dem Volke schildert, von ganz bedeutendem Werte." Und der alte Theodor Fontane wollte in den geschichtlichen Anekdoten sogar „das Beste aller Historie" sehen. „Was tue ich mit den Betrachtungen," sagte er, „die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen (armseligen, kleinlichen) zu mir gesprochen haben."

Die Anekdote, nach der ursprünglichen Bedeutung des griechischen Wortes eine kleine vom Geschichtsschreiber übersehene oder der Veröffentlichung nicht für würdig erachtete Geschichte, erzählt in anmutiger, oft mit attischem Salz gewürzter Darstellung eigenartige, rein menschliche Charakterzüge eines Helden, eines Fürsten, zu dem das Volk sonst

hinaufzublicken gewohnt ist. Der Mann großer Taten, der Herrscher auf hohem Throne kommt in der Anekdote dem Herzen des Volkes näher; er steigt, indem er seinen Ruhmeskranz, seinen Purpurmantel ablegt, hernieder von seinem Piedestal und wird dem niederen Erdenbürger lieb und vertraut; während ihm der große Geschichtsheld fremd bleibt und ihn kalt läßt.

„Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit."

„Die Anekdote, die uns durch die Fenster in die Privatgemächer und durch den Busch in den abgesperrten Teil des königlichen Parkes gucken läßt, gibt uns die erfreuliche Gewißheit, daß auch die Größten und Mächtigsten dieser Erde unsere Brüder, daß sie Menschen sind. Ist alles königliche Zeremoniell darauf berechnet, uns Ehrfurcht einzuflößen und in Bewunderung ersterben zu lassen, so will die Anekdote, wo sie Sage ist, so recht aus dem Herzen des Volkes geboren, das Recht der Liebe wahren."

Oft genug habe ich als Lehrer der Jugend beobachten können, wie in der Geschichtsstunde die Kinder einen Helden oder Herrscher erst lieb gewannen und sich so recht für ihn erwärmten, wenn ich ihnen die Geschichten aus seiner Geschichte, die Anekdoten aus seinem Leben erzählte, die rein menschlichen Züge, die sich wie rankende Blumen um den Marmor seines geschichtlichen Charakterbildes schlingen. Wie wurde der Unterricht belebt, wie leuchteten die Augen der Kinder, wenn sie sahen, wie der Große, Hoheitsvolle zu ihnen herniederstieg, ihnen als

Mensch freundlich die Hand reichte, mit ihnen lachte und scherzte!

Und wie sie zwitschern, die Jungen,
Haben stets noch die Alten sungen.

Das Volk hat gerade die Bilder seiner Lieblingshelden mit dem Blüten- und Blätterschmuck solcher Geschichten, die Frau Chronika vergessen oder nicht gewürdigt hat, reich bekränzt, durch sie lernen wir auch die Größten und Mächtigsten, Erhabensten als freundlich lachende und scherzende Menschenkinder kennen. Ja, ein Gang durch die Geschichte unseres Volkes zeigt uns, daß deutsches Heldentum und deutscher Humor stets verschwistert gewesen sind.

„Frisch und freudig sei des Freien Sohn
Und kühn im Kampf.
Mutig muß der Mann sein
Und heiter bis zum letzten Tag."

Also singt die Edda, und fast alle unsere großen deutschen Helden handeln nach dieser Mahnung der germanischen Urgroßmutter: Siegfried, Volker, der grimme Hagen selbst, Luther, Frundsberg, der alte Fritz, der alte Zieten, Blücher, der Alte im Sachsenwalde u. v. a.

Außer Friedrich dem Großen weist aber das deutsche Fürstengeschlecht der Hohenzollern noch manchen andern Helden des Humors auf: davon legen zahlreiche Anekdoten, die in dem vorliegenden Buche zum erstenmal gesammelt erscheinen, beredtes Zeugnis ab. Das deutsche Volk hat gewiß seine Freude daran. „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke," hat Kaiser Wilhelm der Ehr-

würdige einmal einem Lieferanten geantwortet. Als der junge alte Fritz es einst versuchte, solch Gewand anzuziehen, warf es sein Vater sogleich in den Kamin. Aber schlichte Hauskleidung, alte, ja geflickte Uniformröcke haben diese haushälterischen Fürsten getragen. In solcher Gewandung zeigen uns die Hohenzollern-Anekdoten ihre Helden gar oft, und so werden die edlen, erhabenen und ruhmgekrönten Fürsten, Könige und Kaiser dem Leser nur um so vertrauter werden.

So erscheint uns das vorliegende Buch geeignet, ein echtes Volksbuch zu werden; aber auch dem kleinen Volke in Schule und Haus möchte es lehrreich und unterhaltend sein, lieb und vertraut werden.

Hermann Jahnke.

Pötzscha b. Wehlen in der Sächsischen Schweiz.

Weihnachten 1906.



Die Kurfürsten

Kurfürst Friedrich Eisenzahn

(1440—1471).

Die verschmähte Krone.

Wie Friedrich I. von Hohenzollern (1415—1440) den Trotz des märkischen Adels beugte, indem er mit seiner »Faulen Grete«, der vom Herzog von Anhalt geliehenen Kanone, ihre Raubnester zerstörte, so brach sein Nachfolger Friedrich II. den Widerstand der Städte, die ihn als Herrn nicht anerkennen wollten. Von der Festigkeit, mit der dieser Kurfürst von Brandenburg seinen Willen durchsetzte, führt er den Beinamen »der Eisenzahn«. Von der eisernen Festigkeit, die auch den eigenen Willen brach, zeugt folgende Geschichte:

Friedrich war als junger Kurprinz mit der Tochter des Polenkönigs verlobt worden; er sollte später die polnische Krone erben, wenn seine Verlobte das einzige Kind ihrer Eltern bliebe. Das traf aber nicht ein, dem Polenkönig wurden noch zwei Söhne geboren. Nun starb die Tochter, und der eine Sohn fiel später in der Schlacht; der zweite Sohn, Kasimir, war somit alleiniger Erbe von Polen. Ihm war aber von seinem Vater das Großherzog-

Friedrich Eisenzahn.

tum Lithauen zugeteilt worden, und nach dem Tode des Vaters weigerte er sich seltsamerweise, das Königserbe in Polen anzutreten, da er meinte, er habe an seinem Herzogtum genug. Nun trugen die Polen dem Brandenburger als ehemaligem Verlobten ihrer Königstochter die Krone an. Friedrich aber wies dies Anerbieten mit den Worten ab: „Gott wolle es verhüten, daß ich dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handle, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfriede gar leicht entstehen könnte.“ Darauf schritten die Polen zur förmlichen Königswahl, und wiederum vereinigten sich ihre Stimmen auf den Kurfürsten von Brandenburg. Aber auch jetzt ließ sich Friedrich nicht bewegen, die Krone anzunehmen. „Solche Mäßigung eines Fürsten,“ schrieb Aeneas Sylvius, ein großer Gelehrter seiner Zeit (später Papst Pius II.) voll Bewunderung, „haben wir zu unsern Zeiten gesehen und halten sie wert, dem Gedächtnis der Nachwelt überliefert zu werden. Es ist selten genug, daß ein Fürst den Ruhm der Gerechtigkeit für den höchsten erachtet.“

Eine Nuß, die der Eisenzahn nicht knacken konnte.

In seiner späteren Regierungszeit führte Friedrich einen Krieg gegen Pommern und belagerte die Stadt Angermünde. Die Chronik erzählt, daß auf einem Wartturme der Stadtmauer ein Mönchlein gestanden habe, der die schwarze Kunst verstanden. Vermöge deren habe er die gegen die Stadt geschleuderten Kanonenkugeln mit einem Fuchsschwanz abgekehrt, so daß sie die Bahn haben nehmen müssen, die er

ihnen gewiesen habe. Aber auch die aus der Stadt in das Lager der Brandenburger geschossenen Kugeln habe er nach Belieben gelenkt. Friedrich Eisenzahn.

Eines Tages saß der Kurfürst in seinem Zelt, um zu Mittag zu speisen. Die Suppe war eben aufgetragen worden, die dampfende Schüssel stand auf dem Tische, und der Diener erhob eben den Löffel, um dem Kurfürsten aufzugeben. Da schlug plötzlich eine Kanonenkugel durch die Leinwand des Zeltes und fiel gerade in die Schüssel, so daß die Suppe weit umherspritzte. Der Kurfürst blieb zwar unversehrt, aber der Schreck fuhr ihm dermaßen in den Magen, daß er krank wurde. Er brach bald darauf die Fehde ab, in der er ohnehin kein rechtes Glück gehabt hatte, und da ihm auch sein einziger Sohn plötzlich starb, so legte er die Regierung nieder, die nun sein Bruder Albrecht Achilles übernahm.

Albrecht Achilles

(1471—1486).

Diesen Ehrennamen erhielt der dritte Kurfürst von Brandenburg auf Veranlassung des obengenannten hohen Geistlichen und Gelehrten Aeneas Sylvius, des späteren Papstes Pius II. Dieser sagt von dem Helden: „Viele Feldherren seiner Zeit haben nicht von so vielen Schlachten gehört und gelesen, als er gefochten. Unzählige Male hat er Heere geführt und die tapfersten Feinde geschlagen, immer

Albrecht Achilles.

der erste beim Angriff, der letzte beim Rückzuge; keine Stadt und keine Burg war ihm zu fest. Im deutschen Lande gibt es keinen Winkel, den er nicht gepanzert betreten."

Dem Kaiser Friedrich III. war er ein treuer Vasall, begleitete ihn auf allen Zügen, führte seine Kämpfe und löste wohl auch dessen Wagen und Pferde aus, die ihm unbezahlte Gläubiger gepfändet hatten.

Bei einem Turnier zu Augsburg 1442 ritt er siebenzehnmal in die Schranken und war jedesmal siegreich, obgleich er, nur mit einem seidenen Hemd bekleidet, gegen gepanzerte Ritter stritt. So galt er, dem antiken Achilles gleich, als unbesiegbar.

Harte Fehde führte er mit der festen Stadt Nürnberg, an dessen Weichbild seine Burg und seine fränkischen Besitzungen lagen.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde in der Nürnberger Fehde stürmte er, den Seinen weit voraneilend, mitten in einen Haufen von 800 Reitern hinein. Sich einen Weg bis zum Bannerträger mit dem Schwerte bahnend, gelang es ihm, auch diesen niederzuschlagen, während Schwerter klirrend seinen Helm und Panzer trafen. Mit beiden Armen das gewonnene Banner ergreifend, brach er mit den Worten: „In der Welt ist kein Ort, wo ich ehrlicher und reputierlicher sterben kann, als hier!" unter den Streichen der Feinde zusammen. Doch schon waren die Seinen bei ihm, warfen den Feind und zogen den Feldherrn, der, von Wunden bedeckt, zerstoßen und zertreten am Boden lag, unter Toten hervor. Man holte einen Wagen herbei. Doch er, froh des Sieges, wies mit den Worten: „Ein Fürst darf

nicht fahren!" den Wagen zurück und bestieg sein Roß. Bei der später erfolgenden Erstürmung von Gräfenberg war er der erste auf der Mauer, sprang von derselben allein in die Stadt, mitten unter fünfhundert Krieger und verteidigte sich so lange, bis die Seinigen auf einer andern Stelle sich Eingang erzwungen hatten und ihn befreiten. Albrecht Achilles.

Bann und Acht.

Auch mit der Geistlichkeit konnte der Held nicht immer in Frieden leben. Es traf ihn hin und wieder wohl gar der Bannstrahl der Kirche, gegen den er aber ebenso gepanzert schien, als wider die Schläge im weltlichen Kampfe. Als er im Jahre 1482 in den Bann getan und ihm aus der Plassenburg berichtet war, daß die Geistlichen weder Beichte hören noch begraben wollten, schrieb er an den Hauptmann Heinrich von Auffes: Man müsse sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuze. Der Hauptmann solle die Toten den Geistlichen ins Haus tragen lassen, dann würden diese sie wohl begraben. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Hätte Gott ein Schwert haben wollen, er hätte es ebensowohl erdenken können als zwei. Wenn sie uns mit dem Bann vom väterlichen Erbe bringen wollen, so werden die Bannbriefe nicht lange ausbleiben wegen der Zehnten; denn die Geistlichen meinen, diese gehören ihnen alle auch, und vielleicht die neun Teile dazu.

Ein anderesmal, als er mit „Acht und aber Acht" bedroht ward, sagte er scherzend: „Acht und aber Acht

Albrecht Achilles.

macht Sechzehn — wir sind wohl schon mit mehreren fertig geworden!"

Albrecht und die Märker.

Die von seinem Bruder übernommene Mark Brandenburg hat Albrecht nur selten besucht; das erstemal, um sich huldigen zu lassen. Er verachtete die Märker, sowohl den Adel wie auch die Bürgerschaft, mit denen seine Vorgänger hart zu schaffen gehabt hatten. In einer Verordnung gegen die Wegelagerei sagte er: „Es ist schier zum Sprichwort geworden: ‚Was man allenthalben vermißt, darf man nur in der Mark Brandenburg suchen'."

Von der Huldigungsfeier zu Stendal berichtet der Chronist folgendes:

„Als er die Huldigung empfangen hatte, gab ihm die Bürgerschaft auf dem Rathause ein prächtiges Mahl. Es wurden dabei zwei große Mulden voll ‚Gewürz' (wahrscheinlich Rosinen, Mandeln, eingemachte Früchte und dergl.) aufgetragen, ferner der so fürtreffliche Klaretwein und Eimbeckisches Bier. Nachdem der Kurfürst davon genommen, machten sich seine fränkischen Ritter darüber her und verzehrten alles, ohne daß der Fürst oder sie daran gedacht hätten, die ständischen Vertreter, die abseits am Kamin mit trockenem Maule standen, gastlich zum Mahle einzuladen."

Johann Cicero

(1486—1499).

Kurfürst Johann von Brandenburg hatte fast schon während der ganzen Regierungszeit seines Vaters die Statthalterschaft in der Mark geführt. Seinen Ehrennamen Cicero erhielt er wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Beredsamkeit in der lateinischen Sprache. Einmal habe er, sagt von ihm der Chronist, vier Stunden lang auf Kaiser Maxens Reichstag in zierlich fließendem Latein gesprochen. Erfolgreicher noch war seine lateinische Rede, die er einmal in Polen gehalten hat. Zur Vermittelung in einer Streitsache zwischen dem Polenkönige und dem Beherrscher Ungarns war er, als er noch Kurprinz war, an der Spitze von sechstausend Reitern nach Warschau entsandt worden. Auch hier sprach er in der lateinischen Sprache so beredt und überzeugend, daß die streitenden Parteien sich alsbald einigten. Die sechstausend Reiter, die hinter dem Redner standen, waren freilich ein kräftiges Beweismittel. August Kopisch besingt diesen Vorgang in lustiger Weise also: Johann Cicero.

Einritt der Prinz mit seiner Schar und lud die Herrn nach Wackern,
Hub an, ihr hartgeworden Herz mit Reden umzuackern:
Der Pol', im dicken Pelz, will sich zum Beugen nicht bequemen,
Der Ungar trägt 'nen Rautenkranz, den Hut nicht abzunehmen.

Johann Cicero.

Da schließt die Rede Prinz Johann:
„Seht die sechstausend Reiter an,
Die stoßen zu des Königs Macht,
Dem hier der andre Unruh macht!
Sechstausend Reiter hau'n wohl ein;
Ich denk', ich rede klar Latein!
Vertragt Euch friedlich, gebt heraus
Das mit Gewalt besetzte Land!
Laßt andre schlichten hier, es sei
Drei Jahre Waffenstillestand!"
So sprach der Jüngling, so!
Das Land rief herzensfroh:
Das ist ein Cicero,
Ein wahrer Cicero!

Die Kön'ge beide loben ihn, indem sie sich verbeugen:
„Ihr sprecht ein treffliches Latein, das muß man Euch bezeugen
Um Euretwillen reicht man sich zum Frieden gern die Hände!"
So ward durch Johann Cicero der langen Not ein Ende.

Er lud die Herrn zur Tafel ein,
Die Schüssel raucht', es floß der Wein:
Der Haß, der grimme, ward gedämpft
Und manch' ein Becherkampf gekämpft,
Der Ungar tat gewalt'ge Schlück',
Und Polenland blieb nicht zurück!
Da sprach Johann: „Wohl besser ist's,
Wenn man des Landes Frucht genießt,
Als wenn man kämpfend niederstampft,
Was aus dem Gottesboden sprießt!"

Sein Testament.

Kurfürst Johann starb früh, sein Nachfolger, Kurfürst Joachim, war erst fünfzehn Jahre alt! Diesem hinterließ

er in seinem Testament einen Fürstenspiegel voll goldener Worte, die heute noch zeitgemäß sind. Johann Cicero.

Es heißt darin:

„Es stehen viele in dem Wahne, man erweise sich alsdann recht fürstlich, wenn man die Untertanen beschwert und durch gewaltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpft. Hiernach prasset man lustig und befleckt die angeerbte Hoheit mit schändlichen Lastern, man führt wohl königliche Pracht und verwickelt sich in verderbliche Kriege. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst für Ehre habe, und kann mich niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist eine schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man reichen Untertanen befehlen kann.

„Von Kriegführen halte ich nichts, es bringt nichts Gutes; wenn man nicht zum Schutze des Vaterlandes, oder große Unbilligkeit abzuwenden, den Degen ziehen muß, so ist es besser, davon zu bleiben.

„Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet.

„Vergesset nicht, den Adel in Zaum zu halten und den Raubrittern scharf auf die Haube zu greifen. Straft sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, und lasset ihnen nicht zu, daß sie jemand wider die Gebühr beschweren können.

„Strafet die Schmeichler, die Euch alles zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im

Johann Cicero.

süßen Schlafe zum Herzen dringet und den Tod bewirket, ehe man es gewahr wird.

„Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land; allein es ist kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Untertanen liebreich und sanftmütig bei einander wohnen mögen.“

Joachim Nestor

(1499—1535).

Der blutjunge Kurfürst, der später den Beinamen Nestor erhielt, befolgte die Mahnung seines weisen Vaters, den adligen Räubern scharf auf die Haube zu greifen, treulich. Die Ritter glaubten, sie könnten bei der Jugend des Landesherrn ihr Raubwesen wieder treiben wie einst. Sie trieben es auch toll genug. Die Straßen wurden wieder bald so unsicher, daß die zur Reise aufbrechenden Kaufleute beteten:

„Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Krachten und vor Itzenplitze
Behüt' uns lieber Herre Gott!“

Und die Buben auf den Gassen sangen den Spottvers:

„Rauben und Morden ist keine Schande,
Es tun's ja die Edelsten im Lande.“

Selbst Ritter an des Kurfürsten Hof beteiligten sich am Raubrittertum. Ein Herr von Lindenberg, der bei dem jungen Herrscher in hoher Gunst stand, überfiel mit einigen Spießgesellen einen Kaufmann unweit Köpenick. Sie knebelten den Beraubten und warfen ihn in einen Sumpf. Dem Unglücklichen aber gelang es, sich seiner Fesseln zu entledigen und aus dem Moraste zu entkommen. Er hatte einen der Räuber trotz seiner Vermummung als einen Hofbeamten des Kurfürsten erkannt und ihm bei dem Handgemenge in den Daumen gebissen. Nun ging er zu dem Landesherrn und klagte diesem seine Not. Joachim geriet in Zorn und hielt alsbald ein strenges Gericht. Der Schuldige wurde ermittelt und trotz seiner Bitten, und trotzdem sich seine Adelsgenossen für ihn verwandten, hingerichtet. Joachim Nestor.

Darüber waren die Adligen höchst empört und schwuren dem Kurfürsten Rache. Ein Herr von Otterstedt schrieb frechen Mutes an die Tür des fürstlichen Schlafgemachs:

„Jochimke, Jochimke hüde di.
Fangen wi di, so hangen wi di!"

Die Drohung sollte gelegentlich einer Jagd in der Köpenicker Heide auch ausgeführt werden; alles war vorbereitet, um den Kurfürsten gefangen zu nehmen. Der Anschlag aber wurde verraten und die Verschwörer wurden überrumpelt. Sie endeten durch Henkershand, und ihre Häupter wurden auf der Mauer Berlins als Warnungszeichen aufgespießt. Auch an anderen Orten säuberte der Kurfürst das Land von derartigem Gesindel.

Ein so eisernes Regiment hatte der Adel nicht erwartet.

Joachim Nestor.

Er wandte sich deshalb mit Vorstellungen und Klagen an den Oheim des Kurfürsten, Friedrich von Anspach, der sich auch wirklich bewegen ließ, seinem Neffen Vorstellungen darüber zu machen, daß er des adligen Blutes zu wenig schone. Darauf entgegnete, der Gerechtigkeit seines Verfahrens sich wohl bewußt, der junge Fürst: „Ich habe kein adeliges Blut vergossen, sondern nur Schelme, Mörder und Räuber hinrichten lassen. Wären diese redliche Edelleute gewesen, so würden sie keine Verbrechen begangen haben.“ Er wich von seinem Wege nicht ab. Bald darauf ward auch ein mecklenburgischer Raubritter auf brandenburgischem Gebiete gefangen. Als dieser dem Kurfürsten sein ganzes Vermögen als Lösegeld bieten ließ, lautete dessen Antwort: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe oder Strafbare um Geld frei lasse; und wenn dieser oder jener andere, als Verbrecher ergriffen, mir hunderttausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern.“ Der Gefangene ward hingerichtet.

Joachim als Sterndeuter.

Joachim war der Astrologie eifrig ergeben. Er hielt sich einen berühmten Sterndeuter, Dr. Johann Carion, an seinem Hofe, der ihm das Heroskop stellte und mit dem er oftmals des Nachts den Gang der Gestirne beobachtete. Die Sterne hatten ihm verkündet, daß er einst zu hohen weltlichen und geistlichen Ehren gelangen werde. Das war auch einer der Gründe mit, weshalb er der Reformation der Kirche durch Luther feindlich gegenüberstand, durch die

er die Erfüllung seines in den Sternen geschriebenen Schicksals gehindert vermeinte. Wieviel aber auf die Prophezeiungen seines Sterndeuters zu geben war, sollte ihm ein tragikomisches Ereignis im Jahre 1525 beweisen. Joachim Nestor.

Auf den 15. Juli desselben Jahres hatte Meister Carion eine Sündflut und den Untergang für die Residenz geweissagt. Joachim flüchtete schon früh am Morgen mit seinem Hofstaat und seinen kostbarsten Schätzen aus der Stadt nach dem Tempelhofer Berge, dem jetzigen Kreuzberge, und wartete dort lange der Dinge, die da kommen sollten.

Als jedoch bis Mittag nicht das geringste sich zugetragen hatte, was zu Befürchtungen Veranlassung hätte geben können, da versuchte die Kurfürstin, ihren Gemahl zur Rückkehr zu bewegen. Nach vielen Einreden gab endlich der Kurfürst am Abend den Befehl zur Heimkehr, während welcher sich jedoch ein heftiges Gewitter entlud, das den gesamten Hof in die allergrößte Gefahr brachte. Denn als der König in das Schloß einfuhr, traf ein Blitzstrahl den Kutscher des kurfürstlichen Wagens und tötete ihn samt den vier Pferden auf der Stelle.

„Die Frauenzimmer fielen in Unmacht," so meldet der Chronist, „und als man die Türen aufriß, mußte man selbige hinaustragen; auch der Herr Kurfürst war unmächtig geworden, sunsten aber hat das Wetter keinen Schaden getan."

Joachim und der Bayernherzog.

Ein lustig Stücklein vollführte der sonst so ernste Joachim Nestor 1530 im Reichstag zu Augsburg. Er spielte

Joachim Nestor.

dem ihm übelgesinnten Bayernherzog einen Streich, der viel belacht wurde.

Nach dem Chronisten Riedel, der die Geschichte der Ahnen des preußischen Königshauses geschrieben, hat sich der Vorfall folgendermaßen zugetragen: In den Sitzungen des Reichstages waren die Plätze der Fürsten, Edelen und Stände streng nach ihrem Range geschieden, und wurde scharf darauf gesehen, daß die Ordnung eingehalten wurde.

Eines Tages, als der Reichstag seine gewohnte Sitzung abhielt und der Brandenburger wie sonst pünktlich zur Stelle war, erschien der Herzog von Bayern auf der Kurfürstenbank und nahm ohne weiteres bei dem brandenburgischen Herrn Platz. Am ersten Tage erblickte man in diesem Umstande etwas besonders Auffälliges nicht; da sich jedoch am zweiten und dritten Tage derselbe Vorgang wiederholte und die Freunde des bayerischen Fürsten in nicht zu verkennender Absicht ihre Blicke auffällig auf denselben richteten, da konnte wohl kein Zweifel darüber entstehen, daß es sich um eine Kränkung des Brandenburgers handle. Dieser aber, zuerst unwillig über das Betragen des Bayern, erschien plötzlich sehr ruhig und ließ ihm seinen Willen. Die Freunde des Brandenburgers drangen zwar in ihn, den Bayern in seine Schranken zurückzuweisen; der Brandenburger sah sich jedoch nicht veranlaßt, etwas darauf zu entgegnen, wohl aber handelte er.

„Als auch der bayerische Herzog," heißt es in der Chronik wörtlich, „aus Uebermuth sich unterstanden, auf der Churfürstenbanck im Rath nebenst dem Brandenburger zu sitzen, welchs Ihme nicht gebürt, hat der Churfürst zu

Brandenburg die Session, da er sich hat pflegen hinzusetzen, heimlich absägen lassen, daß sie nur ein wenig gehalten, und das gulden tuch widder drüber legen, und ist desto Zeitlicher in Rath gegangen und hat sich an die abgesägte Session gesetzt. Als nun der Bayer kumpt und sich nebenst den Brandenburger setzt, Ist er (weil er ein Schwerfelliger Herr gewesen) mit sampt der abgesägten Session heruntergefallen auf der Fürstenbanck, darauf er mit Schauer hat müssen sitzen bleiben." Joachim Nestor.

Im ersten Augenblick, als der Bayer sich emporgerafft hatte — der Vorfall hatte bei der „Schwerfelligkeit" des Bayern (ganz ohne Geräusch mag es dabei auch wohl kaum abgegangen sein) veranlaßt, daß die Blicke der Anwesenden sich ausnahmslos nach dem Platze richteten, wo das Geräusch ertönte — war lautlose Stille im Raum; dann aber, bald hatte man die Situation durchschaut, brach ein Beifallssturm los, der gar nicht zu hemmen war, und welcher bewirkte, daß die Verhandlungen unterbrochen werden mußten. Wutschnaubend wollte der Bayer sich auf den Brandenburger stürzen, aber auf dessen Antlitz, der sich erst bei dem beabsichtigten Angriffe des Bayern von seinem Platz erhoben hatte, sah er eine so große Entschlossenheit ausgeprägt, die durch unwillkürlichen Griff des Brandenburgers nach der Seite, an welcher er sein Schwert trug, derartig unterstützt wurde, daß der Bayer es für geraten hielt, sich, ohne den Brandenburger anzugreifen, zu entfernen. Riedel berichtet, daß der Bayer beim Fall „etzliche sehr schmerzhafte Quetschungen und Schmarren im Gesicht und am Körper sich zugezogen, so

Joachim Nestor. daß er zu Bett liegen und äußerlich Salben, innen aber bittere Tränklein infolge des Schreckens und Aergers zur Anwendung zu bringen gezwungen war." Das Ansehen des Brandenburgers aber ward, und nicht zum wenigsten durch dieses lustige Stücklein, noch größer.

Joachim Hektor

(1535—1571).

Dieser Kurfürst, wegen seiner als Kurprinz im Kriege gegen die Türken bewiesenen Tapferkeit vom Kaiser zum Ritter geschlagen und der deutsche Hektor genannt, führte die Reformation in Brandenburg ein. Er war der Lutherlehre schon bei Lebzeiten des Vaters ergeben, wartete aber pietätvoll bis nach dessen Tode mit dem öffentlichen Uebertritt zum Luthertum. Den römischen Geistlichen, die ihm ob seiner Ketzerei oft hart zusetzten, trat er mit treffenden geistreichen Worten entgegen. Schon 1529 hatte er als Kurprinz mit einigen Priestern eine scharfe Auseinandersetzung über die Abendmahlslehre. So wird von dem Kurprinzen Joachim folgendes erzählt. Als er sich 1529 in Speyer befand, suchten die dort versammelten Priester die römische Auffassung der Abendmahlslehre gegenüber der Lutherischen mit biblischen Gründen zu verteidigen. Man behauptete, daß beim Abendmahle nur dem Priester der

Kelch gebühre, weil das Wort Christi: „Trinket alle daraus!“ sich nur auf die Geistlichkeit beziehe, worauf der Kurprinz treffend fragte, ob denn das Wort alle in dem Ausspruche: „Ihr seid rein, aber nicht alle,“ sich etwa auch nur auf die Priester beziehe. Die gelehrten Herren verstummten. Joachim Hektor.

Mit dem Jesuiten Lampert Clop führte Joachim Hektor später das folgende Gespräch. Er fragte ihn nach seinem Glauben. Dieser antwortete:

„Meine Konfession kommt mit dem Konzilio zu Trident überein.“

„Wollt Ihr denn dabei verbleiben?“

„Ja, mein gnädigster Kurfürst! Ich will lieber mit dem Konzilio dumm, als mit der Augsburger Konfession klug sein.“

„Und Ihr wollt dabei bleiben?“ wiederholte Joachim.

„Ja, gnädigster Herr Kurfürst!“

„So möget Ihr,“ entgegnete dieser, „mit Eurem Konzilio zum Teufel fahren — ich will bei meinem Herrn Christo bleiben.“

Hektors Abschied.

Der deutsche Hektor war sonst ein gar lebensfroher Herr und bewahrte sich seinen guten Humor bis ans Ende. Das bezeugt folgende Begebenheit:

Joachim stand bereits im sechsundsechzigsten Lebensjahre und erfreute sich noch einer rüstigen Gesundheit, so daß weder er noch irgend jemand an seinen nahen Tod dachte.

Joachim Hektor. Im November des Jahres 1570 ward der lebensfrohe Fürst während einer Schlittenfahrt umgeworfen; aber statt darüber auf seinen Diener zu zürnen oder sich zu beklagen, rief er scherzend: „Hier liegt das Haus Brandenburg und tut einen tiefen Fall!“ Kurze Zeit danach starb er.

Johann von Küstrin

(1535—1571).

Entgegen dem hohenzollernschen Hausgesetz, das Albrecht Achilles erlassen, erhielt Joachim Hektor die märkischen Stammlande nicht ungeteilt; sein jüngerer Bruder Johann erbte vom Vater die Neumark und machte Küstrin zur Hauptstadt seines Landes, und davon hat er seitdem den Beinamen in der Geschichte. Er war ebenso ernst und sparsam, wie sein Bruder Joachim lebensfroh und verschwenderisch war, im übrigen ein ganzer Mann und origineller Charakter.

Auf dem Reichstage zu Regensburg forderte 1548 Kaiser Karl V. von allen Fürsten die Unterzeichnung des Augsburger Interims, dem der Spottvers galt:

„Das Interim, das Interim,
Das hat den Schalken hinter ihm.“

Moritz von Sachsen schlich sich aus dem Saale; nur Hans allein, furchtlos unter den Betroffenen und Eingeschüchterten dastehend, erklärte offen, er werde „dies

verführerische Gemisch von Trug und Wahrheit" nicht annehmen. In edlem Zorn warf er die Feder hin, die Worte hervorstoßend: „Lieber Beil als Feder, lieber Blut als Tinte!" Karl V. sah ihn zornig an und gebot ihm, den Reichstag zu verlassen, was Hans noch denselben Abend tat.

Johann von Küstrin.

Ueber die Tür seines Küstriner Schlosses schrieb er die Worte:

„In Anfechtung halt' fest und durch dich drück'!
Hab' guten Mut — weich' nicht zurück;
In steter Hoffnung leb' und trag',
Was dir auf Erden begegnen mag!"

Markgraf Johann als Harun al Raschid.

Wie einst der morgenländische Kalif Harun al Raschid, liebte Hans von Küstrin es, sich unerkannt unter das Volk zu begeben, um die Stimmung über sich und seine Regierung unverfälscht zu vernehmen.

Einst tritt der Markgraf in der Kleidung eines dänischen Gesandten in eine Dorfschenke. Er spricht mit der Wirtin dies und das, und fragt endlich auch, wie man mit dem Landesherrn zufrieden sei. Das redselige Weib fängt nun an zu klagen. Es sei wohl manches an dem Fürsten zu loben, aber da sei die schwere Bierziese und dann der Bau der unnützen Jagdschlösser, die viel kosteten, ohne daß das Land etwas davon habe. In diesem Augenblicke tritt ein Edelmann in die Schenke. Er erkennt den Fürsten und begrüßt ihn als seinen Landesherrn. Die Frau steht wie vom

Johann von Küstrin

Donner gerührt, aber Joachim reicht ihr die Hand und sagt, gegen den Edelmann gewandt: „So gut deutsch wie dieses Weib hat noch keiner meiner Räte mit mir gesprochen.“

Johann Georg

(1571—1597).

Dieser, der siebte Kurfürst von Brandenburg, war im Charakter seinem freigebigen und lebensfrohen Vater völlig entgegengesetzt. Er entließ die Räte seines Vaters in Ungnaden, bis auf den treuen, redlichen Kanzler Distelmeyer. Grausam verfuhr er mit dem Juden Lippold, der sich als Münzmeister und Geldeintreiber Joachims beim Volke verhaßt gemacht hatte. Der Folter unterworfen, gestand der Unglückliche alle Verbrechen, deswegen man ihn angeklagt, obwohl er unschuldig war. Er wurde gerädert und sein gevierteilter Körper an den Galgen gehängt.

Die weiße Frau.

Ein schweres Gericht ließ Johann Georg auch über Anna Sydow, die Frau des kurfürstlichen Stückgießers, ergehen. Ihrer Schönheit wegen ward sie die schöne Gießerin genannt. Diese ihre Schönheit war ihr Verderben geworden, denn Joachim hatte sich durch sie verleiten lassen,

ein mißfälliges Verhältnis mit ihr zu unterhalten. Sie wurde von dem Kurfürsten zu „ewiger, schmachvoller Gefangenschaft in Spandau" verurteilt. Nach ihrem Tode entstand im Volke der Glaube, daß sie von Zeit zu Zeit im Schlosse zu Berlin als »weiße Frau« erscheine, und daß ihr Erscheinen jedesmal ein nahendes Unheil für das Fürstenhaus verkünde. Johann Georg.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst

(1640—1688).

Eine siegreiche Flucht.

Als der Kurprinz Friedrich Wilhelm fünfzehn Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern nach Leyden, wo er seine Ausbildung vollenden sollte.

Sein trefflicher Erzieher Leuchtmar begleitete ihn. —

Zwei Jahre lebte er hier in der Stille seinen Studien. — Der nunmehr Siebzehnjährige hatte bisher noch den Hauptort des Landes, den Haag, nicht gesehen. Der Aufenthalt daselbst war für einen jeden, der berufen war, Land und Leute zu regieren, von Wichtigkeit, weil dort ein reges politisches Leben herrschte und die Stadt mit Recht ein Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern genannt werden konnte. Dennoch trug der treffliche Leuchtmar Bedenken, dem Prinzen die Reise nach jenem Orte anzuraten. Die fürstliche Residenz der Oranier war verrufen

wegen ihrer üblen Sitten, und zwar wurden dieselben gerade durch jene wechselnde vornehme staatsmännische Schule unterhalten. Es gab dort viel zu lernen, aber auch — viel zu verlieren.

Jetzt aber kam Weisung vom Kurfürsten, sich dorthin zu begeben. Bald sah auch Friedrich Wilhelm im Haag sich von einer Zahl junger Edelleute, von Grafen- und Fürstensöhnen umschwärmt, denn er war neben seinem regen Streben, sich nach verschiedenen Richtungen des Wissens zu vervollkommnen, doch auch heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht feind. — Eines Abends war der Prinz zu einem Gelage eingeladen worden, das bis in die Nacht hinein währte. Als die jungen Herrlein bereits voll süßen Weines waren, traten junge Damen mit schönen Angesichtern, aber mit leichten, losen Sitten ein. Sofort erhob sich Friedrich Wilhelm, um den Saal zu verlassen. Seine jungen Freunde drängten sich herzu und bestürmten ihn, zu bleiben. Der Kurprinz entgegnete ihnen, er wisse, was er seinen Eltern, seinem Lande und sich selbst schuldig sei! — Und er blieb fest und — ging.

Schon am nächsten Morgen saßen er und und sein Erzieher zu Pferde und verließen die Hauptstadt. Einige Diener folgten. Wohin? — Ins rauhe Kriegslager! — Der Statthalter des Landes, Prinz Heinrich von Oranien, lag damals gerade vor Breda; zu ihm begab sich Friedrich Wilhelm. In der Tat, eine Flucht eigener Art: aus einer üppigen Hauptstadt ins Feld, wo der Tod in jedem Augenblicke sein Leben fordern konnte.

Aus dem Munde Leuchtmars vernahm der Oranier,

was den Kurprinzen veranlaßt hatte, den Haag zu verlassen. Bewegten Herzens äußerte darauf Heinrich: „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch noch Größeres gelingen!"

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Mein Degen — meine Braut.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 die Regierung antrat, sah es in seinen Landen gar traurig aus. Noch tobte der große Religionskrieg, dessen Streiterscharen, obwohl Brandenburg neutral geblieben, in diesem Lande schrecklicher gehaust hatten als Feinde.

Bald nach der Thronbesteigung begab er sich nach Warschau, um als Herzog in Preußen dem Polenkönige zu huldigen und die Belehnung des Herzogtums von ihm zu empfangen. Dort erschien er, wie es in dem Bericht eines Zeitgenossen heißt, „im reich galloniert roten Sammetkleide, an goldenem Bandelier das deutsche Schwert tragend, auf dem Haupte, von dem das volle dunkle Gelock auf die Schultern herniederwallte, den aufgekrempten schwarzen Filzhut mit schwarz und weißer Straußenfeder." Die Königin von Polen fand so viel Gefallen an dem so stattlichen jungen Herrn, daß sie sich denselben zum Schwiegersohn wünschte. Graf Gerhart von Dönhof mußte ihm dies zu erkennen geben; er erhielt aber die bestimmte ritterliche Antwort: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich nach keiner andern Braut mich umsehen, als nach meinem Degen."

Treue Liebe.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Sechs Jahre dauerte es, ehe der junge Kurfürst sich nach einer andern Braut als seinem Degen umsehen konnte. Im Jahre 1646 erkor er sich Luise Henriette, die Tochter Heinrichs von Oranien, als Gemahlin.

Ihr Einzug in Berlin fand aber erst 1650 statt, bis dahin wohnte das Kurfürstenpaar in Wesel. Hier genas Luise eines Knaben, der aber bald starb. Bei dem herrlichen Einzuge in Berlin wurde das Herrscherpaar mit einem Gedicht des Poeten Peucker begrüßt, dessen Schlußstrophe lautete:

„Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürst mit Loysen,
Weil Storch und Schwalbe kommt,
Vom Frühling angewiesen.
Vielleicht, was Wesel nimmt,
Das bringt der Storch: darum
Klingt bum di bi di bum,
Das bum di bi di bum."

Der Storch wollte sich aber lange nicht einfinden im Kurfürstenschlosse zu Kölln an der Spree. So sehr nun Luise durch ihr liebevolles und segensreiches Wirken im Volke verehrt wurde, so rief der Umstand, daß sie kinderlos blieb, doch Besorgnis hervor, die sich hier und da in Worten äußerte.

Der Kurfürstin blieben dergleichen Reden nicht verborgen, und es erschien ihr, als sei sie dem Lande das Opfer schuldig, bei ihrem Gemahle förmlich auf Ehe-

scheidung anzutragen. Lange Zeit stärkte sie sich durch Gebet zu diesem Schritte. Dann erschien sie vor dem Kurfürsten und sprach: „Ich trage bei dir auf Ehescheidung an; nimm dir eine andere Gemahlin, die dein Land mit einem Thronerben erfreut. Das bist du deinem Volke schuldig."

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Fast hätte eine solche mit feierlichem Ernste vorgetragene Aeußerung die heldenmütige Seele des Kurfürsten außer Fassung gebracht. Nach einer Pause entgegnete er: „Meine Luise, hast du den Spruch unserer Trauung schon vergessen: Was Gott der Herr zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden?" Auf eine neue Aeußerung ihrerseits setzte er hinzu: „Was mich betrifft, so werde ich den vor Gott geleisteten Eid dir halten; und so es ihm dabei gefiele, mich und das Land zu strafen, so müssen wir es uns gefallen lassen." Da begann die bekümmerte Frau wie die Mutter Samuels zu rufen: „Wenn der Herr noch auf Erden ginge, wie in den Tagen seines Fleisches — wollte ich mich noch mehr demütigen, mehr ihn anflehen, mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; aber was ich auf leibliche Weise und mit leiblichen Gebärden nun nicht tun kann, das will ich im Geist und im Herzen tun, in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und getreuer Heiland sei, der Mitleiden hat und helfen werde."

Zwei Jahre nach diesem Vorfalle (1655) gebar Luise ihren zweiten Sohn, der bei der Taufe den Namen Karl Emil empfing. So groß die Betrübnis früher, so groß war jetzt die Elternfreude. Aus Dankbarkeit zu Gott für das gewährte Glück gründete Luise ein Waisenhaus in

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Oranienburg. Hier war es gewesen, wo sie Gott oftmals inbrünstig um den so lange verweilten Elternsegen angefleht hatte. — Wieder zwei Jahre später — Luise befand sich zu dieser Zeit mit ihrem Gemahle in Königsberg — ward den fürstlichen Eltern noch ein Sohn geschenkt. Dieser erhielt den Namen Friedrich. Er folgte dem Kurfürsten in der Regierung; denn auch sein älterer Bruder Karl Emil starb vor dem Vater, und Friedrich ist bekanntlich in seiner Geburtsstadt Königsberg zum ersten Könige von Preußen gekrönt worden.

Luise Henriette starb früh, ihr treuer Gatte, ihre Kinder beweinten sie, und das gesamte Volk betrauerte sie schmerzlich. Nachmals stand der Kurfürst oft vor dem Bilde der teueren, verewigten Genossin seines Thrones, die ihm auch eine treue und verständnisvolle Gefährtin gewesen, und klagte: „O Luise, wie sehr vermisse ich deinen Rat.“

Friedrich Wilhelm als Jäger und Poet.

Der Kurfürst vermählte sich später zum zweitenmal mit Dorothea, der verwitweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Ihr zuliebe wurde Friedrich Wilhelm einmal zum Dichter. Darüber berichtet ein neuerer Chronist, Oskar Schwebel, in seiner »Geschichte der Stadt Berlin«: Es ist im Winter 1671. Ueber dem märkischen Walde liegt ein kalter, leuchtend heller Tag. Blendend schimmert der Schnee, stahlblau ist der Himmel. Kein Lüftlein regt sich im Spandauer Forste. Das Sonnenlicht zuckt blitzend um die Türme

und Erker des Jagdschlosses Grunewald, welches kirchenstill in der Waldeseinsamkeit und an dem vom Eise gefesselten See daliegt. Im innern Forste aber herrscht fröhliches Leben: zu Hunderten sind die Spandauer und die Berliner zur ‚wilden Saw-Jagd‘ zusammengeströmt. Denn eine solche soll heute hier gehalten werden. Unfern einer Einbuchtung der Havel, der »Saubucht«, sind die borstigen Schwarztiere, welche nun das Leben lassen sollen, hinter einem Gitter wohlverwahrt zur Jagd bereitgehalten. Hier stehen erwartungsvoll die guten Bürger in Gruppen beisammen, — unter ihnen auch der bereits bejahrte Kammergerichtsadvokat und Poet Nikolaus Peucker, mit einem Pelzwamms wohlverwahrt. Und nun naht der kurfürstliche Jagdzug. Wie strahlen auf den Röcken die alten kurbrandenburgischen Jagdfarben, Rot und Silber; — wie tönen die langgewundenen Jagdhörner! Aber er ist dennoch der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller: Herr Friedrich Wilhelm! Glücklich verläuft die Jagd, und in reicher Anzahl wird das erlegte Schwarzwild nach dem Schlosse Grunewald zur Strecke gebracht. Die Zweiglein aus Tannenreisig sind aufgesteckt, und während die Herren zum Weidmannsmahle sich begeben, erkauft sich manch ein wackerer Bürgersmann von dem kurfürstlichen »Heidereuter« einen Eber, den festlichen Braten der alten deutschen Weihnachtszeit.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Sehnsüchtig richtet sich Peuckers Blick nach den »hauenden Schweinen«, die mit den tiefen, ihnen von den deckenden Rüden beigebrachten Wunden den Schnee rosenrot färben. Allein der lederne Geldbeutel in der Tasche ist ihm leider

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

schier bedenklich eingeschrumpft: Peucker muß sich seinen Lieblingswunsch versagen. In Spandau im »Roten Adler« wird noch ein Gläslein wärmenden Eierbieres getrunken; — dann kehrt Peucker nach Berlin zurück. Ein kluger Mann aber weiß sich allezeit zu helfen. Daheim setzt sich Peucker an den Schreibtisch und verfaßt ein »Scriptum«, welches er am folgenden Tage nach Kölln aufs Schloß schickt. Dasselbe lautet:

„Niclas Peuckers

Allerunterthänigstes Supplicatum an Se. Churfürstliche Durchlaucht um eine wilde Saw auf der Jagd beym Grünen Waldt den 12. Decembris 1671.

Durchlauchtigster, großmächtigster Churfürst!

Gnädigster Herr!

Gestern hab' ich angesehen,
Großer Nimrod, Deine Jagt,
Die Du bei dem Grünen Waldt
Anzustellen hast behagt,
Und gefiel mir trefflich wohl,
Weil ich zuvorhin Dergleichen
All' mein Tage nicht geschaut.
Wär' ich einer von den Reichen,
So vermöcht' ich auch soviel,
Daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau und sollt' es auch
Endlich nur ein Frischlein sein,
Schafft in meine Küch' und Haus.
Aber was ist hier zu sagen:
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir
Auch einmal von seinem Jagen

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Etwas ab? — Churfürstinn, Gott
Mach' zuvörderst Dich gesund,
Da Du reich gesegnet bist
Und ein Printzgen mit Dir gehet
Oder eine Printzessin!
Ach, daß doch mein Wunsch bestehet! —
Des Groß-Gewaltigen Jägers,
Das ist Eurer Churfürstl. Durchl. Allerunterthänigster,
Niclas Peucker."

Die Bitte des Poeten wird erfüllt; er erhält ein »hauend Schwein«! Denn, wie Peucker selbst erzählt, — Friedrich Wilhelm dekretiert, oder vielmehr,

„Der große Nimrod gibt Befehl,
Aktäon, das ist der von Oppen
Soll Niclas Peuckern seine Kehl'
Mit einem wilden Schweine stoppen.
Er wird dafür, wenn Dorothee,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zusammenbinden."

Jetzt jubelt Peucker:

„Ja,
— meine Poesie hat noch keinen so bezwungen,
Daß man von der Fischerei oder auch von einer Jagd,
Wenn's gleich das Geringste wäre, hätt' in meine Küch' gebracht!
Nur ein Tönnchen Lüb'ker Bier bot man einstens meiner Zunge.
Das ist alles; — aber seht: Bin ich nicht ein glücklich Mann,
Der mit seinen Versen kann ganze wilde Schweine fassen?" —

„Ich bin der arme Schulze von Berlin,“

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

sagte der Große Kurfürst, als sich ihm ein dicker Priegnitzer Edelmann in der Enge des havelländischen Luchs so recht protzig als der reiche Saldern von der Plattenburg vorstellte.

Aus der Schlacht bei Fehrbellin.

Als der Kurfürst mit seinem Heere am Rhein im Kriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich stand, hetzte dieser die Schweden auf, in Brandenburg einzufallen. Die Schweden, die dem Kurfürsten noch wegen seines Verhaltens im schwedisch-polnischen Kriege grollten, hausten wie Barbaren. Um der nächsten Not zu steuern, standen die märkischen Landleute auf, bewaffneten sich und wehrten sich ihrer Haut, so gut es ging. Sie trugen Fahnen mit der Aufschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“

Eilboten, die an den Kurfürsten gesandt worden, erhielten den Bescheid, er werde sogleich kommen, zu helfen. Diplomatische Verhandlungen mit seinen Verbündeten, die er vergeblich um seinen Beistand anrief, verzögerten seinen Aufbruch, dennoch zog er mit seinem Heere in vierzehn Tagen vom Rhein bis zum Rhin, einem Nebenfluß der Havel, wo der Feind stand.

Als der Kurfürst die Verwüstung sah, die die Schweden angerichtet, traten ihm Tränen in die Augen. „Die Feinde haben mir nichts gelassen als das Leben,“ rief er aus,

„ich werde nun, so lange ich lebe, mich an ihnen zu rächen suchen, bis ich ihre Nachbarschaft los bin!“

Nach der von Derfflinger kühn und glücklich ausgeführten Ueberrumpelung des Feindes bei Rathenow kam es am 18. Juni 1675 zu der ruhmreichen Schlacht bei Fehrbellin.

In der Frühe des Morgens war der Prinz von Hessen-Homburg aufgebrochen, um den abziehenden Feind aufzuhalten. Da der vom Regen aufgeweichte Boden ein schnelles Vorrücken der Hauptmacht, zumal wenn die Geschütze nicht zurückgelassen werden sollten, verhinderte, so hatte der Kurfürst dem Prinzen den Befehl gegeben, jeden ernstlichen Angriff auf ihn zu vermeiden. Der alte, vorsichtige Derfflinger — er zählte damals bereits siebzig Jahre — riet, den Feind auch mit der Hauptmacht jetzt nicht anzugreifen, sondern ihn von Kremmen aus in den Rücken zu nehmen. Geschähe dies, und gelänge es außerdem, ihm die wenigen Wege, die ihm noch offen ständen, zu versperren, so werde er sich ohne Zweifel in kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Der Kurfürst sagte aber: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, muß er Federn oder Haare lassen!“ —

Kaum hatte der Kurfürst das Wort gesprochen, als ferner Kanonendonner erkennen ließ, daß der Prinz von Hessen-Homburg bereits im Gefecht stehe. Die Schweden hatten sich bis Hakenberg zurückgezogen, waren daselbst aber gegen den Prinzen, der sich von seiner Heißblütigkeit zu weit hatte fortreißen lassen, zum Angriff geschritten.

Nun streifte der Kurfürst den rechten Aermel auf, wie er es zu tun pflegte, wenn es zum Kampfe ging, zog seinen Degen und gab den Befehl zum Vorrücken. Während die

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Truppen sich zum Angriff formierten, fiel er auf seine Knie und betete: „Allmächtiger Gott Israels, gehe mit deinem Schrecken voran und demütige den stolzen Feind! Unser Sieg soll deine Ehre sein. Gott mit uns!" — Hierauf bestieg er sein Pferd und rückte an der Spitze seiner Truppen, so schnell es ging, vor.

Bald war die Schlacht in vollem Gange.

Der Kurfürst, der überall, wo Gefahr im Verzuge war, erschien, ritt einen schönen, prächtig aufgezäumten Schimmel, auf den es die Schweden abgesehen zu haben schienen, da nirgends die schweren Kugeln aus den Geschützen dichter einschlugen, und der Tod nirgends eine reichere Ernte hielt, als da, wo sich der Kurfürst befand. Jedenfalls hatte man auf feindlicher Seite Kunde empfangen, daß der stattliche Reiter auf dem weißen, mutig einhersprengenden Schlachtrosse kein anderer als der Kurfürst selbst sei. — Die seinem Herrn drohende Gefahr war dem wackern Stallmeister Emanuel Froben nicht entgangen, und durch Vorschützung irgend eines Grundes wußte er den Kurfürsten zu bewegen, seinen Braunen zu besteigen und ihm dafür den Schimmel zu überlassen.

Ein Dragonerregiment kämpfte todesmutig um einen mit Geschützen besetzten Hügel. Im Kampfe fiel der Kapitän. Einem neuen verstärkten Angriffe der Schweden hätten die ihres heldenmütigen Führers beraubten Dragoner wohl kaum zu widerstehen vermocht, wenn nicht der Kurfürst persönlich zu ihnen geeilt wäre. Friedrich Wilhelm trug an diesem Tage einen leichten Brustpanzer und darüber einen tuchenen Rock von niederländischem Schnitt; sein

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Haupt, zunächst geschützt von einer eisernen, innen mit Samt gefütterten Sturmhaube, war bedeckt mit einem schwarzen Filzhute. Schon drangen die Schweden wieder vor, als er sich an die Spitze des Regiments stellte. „Getrost, tapfere Brandenburger," rief er, „ich, euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder zugleich mit euch sterben!" Mit gezücktem Degen sprengte er gegen den Feind, gehobenen Mutes stürzten die Seinen ihm nach.

Nur einer blieb zurück — Froben, der, von einer Kanonenkugel durchbohrt, als ein Opfer seiner Treue vom Rosse sank und verschied. *

Es erfolgte ein furchtbarer Zusammenstoß. Schwerterschlag und Kampfruf erschütterte die Luft, heldenmütig ward auf beiden Seiten gestritten. Der Kurfürst, seines Wortes eingedenk, leuchtete den Seinen voran im Kampfgewühle. Während mancher Schwertschlag sein Haupt traf, ohne ihn indes verwunden zu können, streckte er eine Zahl von Feinden nieder. Sein heißer Kampfesmut trieb ihn aber zu weit hinein in die feindlichen Reihen, und er sah sich plötzlich umringt von Feinden, deren gleichzeitigem Angriff er allein wohl nicht lange würde Abwehr zu leisten vermocht haben. Voll Schrecken bemerkten die Seinen die

* Es sei in bezug auf den Opfertod Frobens, der von Gansauge in seinem Werke „Die Schlacht bei Fehrbellin" bestritten worden ist, hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß mindestens ebenso glaubwürdige Stimmen dem hier von uns festgehaltenen Standpunkt beipflichten, als es Geschichtsforscher gibt, welche die Richtigkeit und auf Wahrheit beruhende Möglichkeit des Vorganges überhaupt in Abrede stellen.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Gefahr, von der ihr Fürst und Feldherr bedroht war. Neun brandenburgischen Dragonern gelang es, durch den wirren Feindesknäuel eine blutige Gasse zu hauen und ihren geliebten Landesherrn aus der offenbaren Gefahr zu befreien.

Hin und her wogte nun eine Zeitlang der Kampf, doch der Ausdauer der Brandenburger vermochten die Schweden endlich nicht mehr standzuhalten. Sie flohen — es war gegen zehn Uhr morgens — und suchten, so schnell es ging, das nahe Fehrbellin zu erreichen. Als dem Kurfürsten der Vorschlag gemacht ward, die Stadt, um den Feind gänzlich zu vernichten, mit glühenden Kugeln zu beschießen, entgegnete er: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten!"

*

Der Prinz von Hessen-Homburg, der durch seinen zu frühen, befehlswidrigen Angriff des Feindes die Entscheidung des Tages allzukühn aufs Spiel gesetzt hatte, wurde der Held eines Nachspiels zu dem gewaltigen Drama von Fehrbellin. Heinrich von Kleist hat die Begebenheit zum Gegenstande eines ergreifenden Schauspiels gewählt, indessen, er hat seiner Phantasie in bezug auf das Verhalten des Kurfürsten weiten Spielraum gelassen und von der dichterischen Freiheit starken Gebrauch gemacht. Nach einer Chronik aus jener Zeit trug sich die Episode also zu:

„Den Prinzen von Homburg behandelte der große Siegesheld auf eine weit edlere Art als ehedem der wilde Manelius im Altertum, der seinen Sohn bei einer gleichen Gelegenheit mit dem Tode bestrafte. Er ließ den Prinzen vor

sich kommen, verwies ihm seine Uebereilung sehr ernstlich und sagte zu ihm: „Wenn ich nach der Strenge der Kriegsgesetze mit Ihnen verfahren wollte, so hätten Sie das Leben verwirkt; allein behüte Gott, daß ich meine Lorbeeren mit dem Blute eines Prinzen besudeln sollte, der eins der vornehmsten Werkzeuge meines Sieges gewesen ist." Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Der Kurfürst und die Refugiés.

Der große Kurfürst nahm eine große Schar der in Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes wegen ihres Glaubens verfolgten Reformierten auf und wies ihnen Wohnsitze an verschiedenen Orten seines Landes an. Welche Fürsorge er diesen Refugiés zuwandte, bekundete er noch auf seinem Sterbebette. Er winkte den Kurprinzen Friedrich zu sich heran und sagte: „Ich habe noch andere, aus Nächstenliebe aufgenommene Kinder, die mir so teuer sind, als wären es meine eigenen. Ich meine die um ihres Glaubens willen aus Frankreich Vertriebenen, denen ich in meinen Staaten eine gesicherte Aufnahme gewährt habe; verlaßt sie nicht!"





Die Könige

König Friedrich I.

(1688—1713).

Der alte Derfflinger und Sophie Charlotte.

Derfflinger, der Paladin des großen Kurfürsten, diente auch dessen Sohn und Nachfolger noch, dem Kurfürsten Friedrich III. und späterem König Friedrich I. Als der alte Haudegen einst im Gemach der Kurfürstin weilte und nachdenklich auf den jungen erstgebornen Prinzen, den späteren Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., blickte, fragte ihn die Mutter:

„Was denkt Ihr soeben in Eurem Herzen, Herr Feldmarschall?“ Sie mochte wünschen, irgend einen glückverheißenden oder zum Heldentum mahnenden Ausspruch des alten Kriegsmannes zu vernehmen, den sie dem Prinzen später zur Aufmunterung würde mitteilen können. Derfflinger aber war in diesem Augenblick von Gedanken ganz anderer Art bewegt, und er war zu ehrlich, um zu heucheln. „Indem ich das kleine Prinzchen ansah,“ entgegnete er, „sagte ich im stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich viel gehudelt, dein Vater wird mich auch noch genug hudeln, du aber wirst mich wohl ungehudelt lassen.“ — Die liebens-

 würdige Sophie Charlotte nahm diese Aeußerung als einen Scherz und lachte herzlich.

Ein Strafgericht.

Bald nach seinem Regierungsantritt erließ Friedrich I. eine Polizeiordnung, deren Vorschriften aufs strengste durchgeführt wurden. Davon zeugt ein Strafverfahren an zwei — Duellanten. Der Berliner Chronist König erzählt den seltsamen Fall folgendermaßen:

„Zwei Unteroffiziere von der hiesigen Garnison hatten sich auf der Stelle durchstochen. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere genas.

Dies bewog den Kurfürsten, ohnerachtet der vielen eingelegten Fürbitten, selbst noch an dem Leichnam des Erstochenen ein Beispiel der Bestrafung dieser Unsitte zu geben. Der Ueberlebende, ein Sergeant, welcher bereits sechzig Jahre alt war, wurde aufgehenkt. Der Körper des Entleibten aber, welcher nicht viel jünger gewesen war als sein Gegner, wurde, ohnerachtet er schon drei Wochen im Sarge gelegen hatte, vom Henker nach dem Galgen geschleppt und, nachdem ihm zuvor das Sterbehemde, womit ihn die Seinigen bekleidet hatten, ausgezogen und dagegen das blutige Hemde, worinnen er erstochen worden, wieder angezogen war, mit entblößter Brust dicht neben dem andern gehenkt, sodaß sie sich die Köpfe zuwendeten und mit den Schultern einander berührten. Dies schreckliche Schauspiel machte bei dem Soldatenstande einen tiefen Eindruck."

Der Storch als Bittsteller.

Als König Friedrich I., der Mahnung seines sterbenden Vaters eingedenk, den französischen Kolonisten gleiche Rechte mit den Einwohnern seines Landes verlieh, glaubten sich namentlich die Berliner durch die so hoch begnadigten Franzosen in ihren Erwerbsquellen beeinträchtigt. Nach manchen vergeblichen Gesuchen wußten sie es zu bewerkstelligen, daß dem Monarchen ein alter Storch vorgeführt wurde, der auf dem Schloßhof einige Jahre hindurch von den Küchenjungen unterhalten worden war. Das Tier trug im Schnabel eine Bittschrift, worin die Klage ausgesprochen war, daß ihm die Franzosen die Frösche aus der Spree beim Schlosse vor dem Schnabel wegfingen, die ihm doch bisher allein zugehört hätten. Der Einfall wurde belacht, ohne indessen den beabsichtigten Erfolg herbeizuführen. Friedrich I.

Ein glücklicher Schreibfehler.

Bevor der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich 1701 die Königskrone in Königsberg aufsetzte, ließ er, der damals in Europa herrschenden Ansicht folgend, daß es nützlich und der Konvenienz gemäß sei, für diese Erhöhung zuvor sich der Anerkennung des »Römischen Kaisers deutscher Nation« zu vergewissern, durch den preußischen Gesandten von Bartholdi in Wien Verhandlungen eröffnen, die sich aber durch eine gute Reihe von Jahren hinzogen. Der erwähnte Gesandte hatte für seine geheimen Depeschen

Friedrich I. besondere Zahlenzeichen erhalten, denen noch ein Namenverzeichnis für die Bezeichnung von etwa zwanzig bis dreißig Personen besonders beigefügt war. In diesem Verzeichnis der Berliner Ziffern wurde auch ganz zuletzt der Jesuitenpater Wolf mit der Zahl 116 aufgeführt, während der Kurfürst Friedrich III. mit 24, der Kaiser in Wien aber mit 110 ausgedrückt wurde. Dieser Pater Wolf war früher Gesandtschaftsprediger bei dem katholischen Wiener Gesandten von Freytag am Berliner Hofe gewesen, wo er als ein schlauer Kopf bekannt war und zugleich auch in politischen Angelegenheiten häufig gebraucht wurde.

Bei dem langen Hinhalten berichtete nun der Gesandte von Bartholdi endlich, daß es das Sicherste sein werde, wenn der Kurfürst über die Angelegenheit ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser erlasse. Dies war in der Depesche des preußischen Gesandten ungefähr so ausgedrückt: „Daß 24 eigenhändig an 110 wegen dieser Sache zu schreiben geruhen wolle."

Zufällig war nun die Null in 110 in der Hast etwas mißraten; und der Dechiffreur las eine 6 für die 0 und dechiffrierte: „Daß der Kurfürst an den Pater Wolf schreiben wolle."

In der ganzen Verhandlung war der Pater Wolf noch gar nicht vorgekommen, doch war er in Berlin als ein sehr praktischer, brauchbarer Schlaukopf bekannt, und zudem, als geborener Westfale, Untertan des Kurfürsten.

Der Kurfürst schrieb also eigenhändig an den Pater Wolf und ersuchte ihn, die Sache nach Kräften zu fördern. Der Jesuit Wolf und dazu sein ganzer Orden waren äußerst

geschmeichelt, und von diesem Augenblick an kam die Sache so in Fluß, daß sie schon in wenigen Monaten zustande gebracht war.

Berliner Hurra-Patriotismus von 1701.

Am 18. Januar 1701 setzte sich Friedrich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt. Groß war das Gepränge, das die königliche Prachtliebe dabei entfaltete; fast größer aber noch waren die Festlichkeiten, die das mit Königsberg ‚ämulierende' (wetteifernde) Berlin bei der Rückkehr des neuen Königs und seinem Einzuge in die nunmehrige Königsresidenz veranstaltete.

Der königliche Oberzeremonienmeister von Besser veröffentlichte ein Jahr später in einem Buche die »Preußische Königsgeschichte«, das ihm einen königlichen Ehrensold von 2000 Talern eintrug. Die Schrift ist noch heute sehr vergnüglich zu lesen. Hier sei eine Probe daraus gegeben:

„Am 17. März 1701 langten Ihre Majestäten glücklich wieder in der Mark an. Der König begab sich nach Schönhausen und die Königin nach Lützenburg. In Berlin arbeitete man unterdessen an sehr prächtigen Ehrenpforten, an welchen alle die in Berlin befindlichen Akademien von Malern, Bildhauern, Baumeistern und andern Künstlern die Hand mit anlegten, und umb so viel embsiger ihre gantze Wissenschaft daran auszuschütten suchten, als eben durch den bevorstehenden Einzug diese Haupt-Stadt des Chur-Hauses nunmehro zur Residenz eines Königes erhoben werden sollte.

Friedrich I.

Der sechste May war der Tag des Einzuges.

Sobald Ihre Majestäten Sich der Stadt genähert, fing man an, die Glocken zu läuten, und aus zwey hundert fünf-viertel, gantzen und halben Carthaunen von den Wällen, wie auch aus den Stücken der auf der Spree liegenden Jachten und Fregatten zu feuern, denen aber der Königliche Kupferdecker Bertram, der sich auf die eusserste Spitze des hohen Marien-Thurms gestellet, mit seinen bey sich habenden sechs Stücken zuvorkam, die er wunderbahrlicher Weise auf die alleröberste Dach-Kuppe des Thurms gepflantzet und sie unter beständiger Schwingung einer großen Fahne, wie auch herunterwerfung vieler Schwärmer, dreymahl nach einander loß lies.

Nachdem Ihre Majestäten in Dero Gemächern angelanget, gaben die Truppen eine dreymahlige Salve, wie in gleichen die Compagnien der Bürgerschafft, die hernachmahls alle zusammen durch die Stadt und bey dem Schlosse vorbeyzogen. Der gantze Marsch hatte von drey bis sieben Uhr des Abends gewähret, und da man schon öffters die Einzüge gar weitläufftig beschrieben, so vergnüget man sich, von diesem kein mehrers zu sagen, denn daß noch niemahls ein solcher Einzug in Berlin, so wenig als darin ein eigener König gesehen worden.

Den Montag den neunten aber ging die Illumination vor sich, die wegen des Wetters einige Tage hatte verschoben werden müssen.

Berlin hatte schon an Sr. Majestät Krönungs-Tage, wie ungewöhnlich auch dergleichen Festivitäten in unseren Ländern gewesen, dennoch bey dem ersten Versuch ihrer

Illuminationen ein rechtes Meisterstück abgelegt und nach dem Zeugnisse der Auswärtigen etwas Ungemeines sehen lassen. Aber es sey, daß Sr. Majestät hohe Gegenwart sie aufgemuntert, oder die Uebung ihre Geschicklichkeit vermehret, oder auch die Ehre, inskünftige eines Königes Residentz zu seyn, ihr einen neuen Eyfer eingeblasen: sie hatte in Gegenhaltung des vorigen sich dißmal bey weitem übertroffen, und alles angewandt, was nur Kunst und Erfindung in andern Königreichen sinnreiches und prächtiges in solchen Fällen zu zeigen pfleget. Auch an den geringsten Häusern war davon etwas zu spüren und an den Häusern der Großen des Hofes eine so grosse Magnificentz zu finden, daß sie auch die gantze Lebens-Geschicht oder doch minstens die meiste Kronwürdige Thaten Sr. Majestät in Bildern ausgedrücket. Friedrich I.

An dem Königlichen Hof-Post-Amte aber, wovon der Herr Ober-Cammerer Graf von Wartenberg General-Erb-Postmeister war, saß neben andern sehr kostbahren Zierraten Jupiter auf einem Trohn, seine Krone auf dem Haupt, seinen Adler vor sich und seinen Post-Bohten, den Mercurius, über sich habend, der mit dem Post-Horn in der Hand in vollem Fluge davon reitete und auf den Jupiter zurücksehend diese Worte zur Ueberschrift führte:

„Sein Reich und Seinen Königs-Stand
Mach' ich der gantzen Welt bekandt."

Gegen zehn Uhr des Abends ward alles angestecket, da die Glocken zugleich zu läuten anfingen und Ihre Maje-

 stäten nebst dem gantzen Hofe in der Stadt herumb fuhren. Berlin schimmerte nicht, sondern brannte gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freuden-Feuren, so daß Se. Majestät, umb alles in wenig Worte zu fassen, ohne Grausamkeit die Lust desjenigen Spectackels geniessen konnte, welches ehemals der unmenschliche Wüterich Nero an dem brennenden Rom zu haben sich gefreuet; Berlin aber, ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigstens für diesen Abend sich den Namen Lumen orbi, Licht und Glanz der Welt, zueignen dürfen, den Einer aus dem lateinischen Wort Berolinum, durch Versetzung der Buchstaben, heraus gebracht."

Den Schluß der Besserschen Krönungsgeschichte bildet ein langes Gedicht, dem das königliche Symbol, ein aufbrechender Granatapfel, vorangestellt war, und das in der Prophezeiung ausklingt: Friedrich habe das Höchste vollbracht, höher könne sein Haus nun nicht mehr steigen. Es hat bessere Propheten gegeben als diesen Besser!

Die philosophische Königin.

Sophie Charlotte dachte übrigens ganz anders über das Gepränge mit der Königskrone, das bezeugte sie in einem Schreiben an Leibniz, in dem es heißt: „Glauben Sie nicht, daß ich diesen Glanz und diese Kronen, von denen man hier soviel Aufhebens macht, den Vergnügungen philosophischer Unterhaltung vorziehe, die wir zusammen in Lietzenburg hatten."

Im feierlichen Augenblick der Krönung in Königsberg nahm sie zum Entsetzen ihres Gemahls eine — Prise Spaniol. Friedrich I.

Sophie Charlotte.

Im Januar 1705 unternahm Sophie Charlotte, obgleich sie an einem Halsübel litt, eine Reise nach ihrer Heimat Hannover. Als sie dort angekommen war, verschlimmerte sich das Uebel, und es traten krampfartige Erstickungsanfälle ein. Ruhig, wie immer, sprach sie den um sie besorgten Angehörigen Mut ein. Bald indes erkannte sie, daß die Stunde ihres Todes nahe sei. Zu ihrem jüngeren Bruder, der ihre Hand mit Tränen benetzte, tat sie die Aeußerung: „Es ist nichts so natürlich, als der Tod; er ist unvermeidlich, und ich empfinde keine Betrübnis darüber, daß ich sterben muß."

Die Krankheit nahm zu, Rettung schien unmöglich. Nun fand sich der Prediger La Bergerie bei der Königin ein, da er sich für verpflichtet hielt, sie in ernster Weise auf den Tod vorzubereiten. „Jetzt könne sie sehen," sagte er, „daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder sterblich seien, als alle übrigen Menschen, und daß auch sie vor dem Throne der Majestät Gottes erscheinen müssen, um daselbst Rechenschaft zu geben von ihren Handlungen." In milder Weise erwiderte die Königin: „Man erkennt seine Freunde in der Not. Sie kommen, um Ihre Dienste anzubieten, in einer Zeit, wo ich nicht mehr imstande bin, etwas für Sie zu tun; ich danke Ihnen dafür." — Der

Friedrich I. Geistliche fuhr fort: „Ihro Majestät müssen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben," worauf die hohe Kranke entgegnete: „Das ist wahr." — Die Oberhofmeisterin, die infolge dieser Aeußerung nicht vermocht hatte, ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, sagte darauf, zum Prediger gewandt: „Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen." — „Haben Ihro Majestät," fuhr der übereifrige Seelenhirte fort, „wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott gesetzt? Bitten Sie ihn recht ernstlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem Blute und Verdienste Jesu Christi, ohne den es uns unmöglich ist, vor Gott zu bestehen?" Die Königin antwortete: „Ja." Nach einer Pause sagte sie mit dem Ausdruck der Ruhe und Milde: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Sie versichern, daß ich ruhig sterbe."

Nun bat der Arzt L'Estor die kranke Fürstin, sich nicht mit unnötigem Sprechen anzustrengen, worauf sie zum Prediger sagte: „So leben Sie wohl, mein lieber La Bergerie, L'Estor schilt auf mich und will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als Ihre gute Freundin." Bald darauf trat ihr Bruder, der Kurfürst Ernst August, an ihr Bett; zu ihm sagte sie mit freundlicher Miene: „Ich werde eines glück-

lichen und sanften Todes sterben." Als nun ihre liebe Freundin, die Pöllnitz, in Tränen zerfloß, äußerte sie: „Beklagen Sie mich nicht, ich gehe jetzt, meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit gibt, seine Prachtliebe sehen zu lassen." Kurze Zeit darauf reichte sie ihrem Bruder die Hand, indem sie sagte: „Leb' wohl, mein geliebter Bruder, ich ersticke!" Friedrich I.

Also starb die philosophische Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Höger rup!

Friedrich I. reiste nach Königsberg. Als er eines Tages bei Marienburg Halt machte, da etwas am Reisewagen in Unordnung geraten war, fand er einen Jungen, der zum Vorspann gehörte und eine große belegte Butterstulle vorhatte.

Der König trat heran und sagte:

„Junge, was schmausest du da?"

„Fleesch, Herr!"

„Was für Fleesch?"

„Rad He mal!"

„Kalbfleisch?"

„Höger rup!"

„Rindfleisch?"

„Höger rup!“

„Es ist am Ende Schinken?“

„Geraden!“

Den König belustigte die naive Unbefangenheit des Burschen, er setzte also das Gespräch fort:

„Junge, für was hältst du mich?“

„Je, He mag woll'n Korporal sin.“

„Höger rup!“

„Na, 'n Kaptän!“

„Höger rup!“

„He is woll gar General?“

„Höger rup!“

Wie vom Blitz getroffen, sprang der Junge auf, riß die Mütze vom Kopfe und rief: „Dunner un Schlag, He is woll gar de König sülben?“

Friedrich lachte und beschenkte den Burschen.

Ein königlicher Zug.

Als im Jahre 1701 bei Einführung des verbesserten Kalenders elf Tage gestrichen wurden, ward Friedrich I. der Vorschlag gemacht, diesen Umstand bei der Zahlung der Besoldungen zu benutzen und den königlichen Bediensteten den neunten Teil des Quartalgehaltes abzuziehen. Der König besann sich und sagte: „Ich will nicht, daß mich meine Leute chikanieren, und so mag ich es auch ihnen nicht tun.“

König Friedrichs Ende.

Wie König Salomo so lernte Friedrich am Ende seiner Tage auch erkennen, daß alles eitel sei. Friedrich I.

Nachdem seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte gestorben war, verheiratete er sich zum drittenmal mit einer mecklenburgischen Prinzessin. Diese war streng lutherisch, während der König der reformierten Kirche angehörte. Sie suchte, den Gemahl eifrig zu ihrem Glauben zu bekehren, und verdüsterte ihm dadurch seine letzten Lebenstage. Oft kam es zwischen beiden zu einem Wortwechsel über Religionsmeinungen; in einem solchen soll die Königin einst so weit gegangen sein, zu erklären, kein Reformierter dürfe hoffen, selig zu werden. Unmutig entgegnete der König, sie könne dann ja nach seinem Tode nicht sagen: „Der selige König," worauf sie, anfangs betroffen, erwiderte: „Ich werde sagen: der liebe verstorbene König." Die Königin wurde endlich geisteskrank. Eines Tages ruhte der kränkelnde König schlummernd in seinem Armsessel, plötzlich ward er durch eine gräßliche Erscheinung aus dem Schlafe geweckt. Vor ihm stand eine hohe weiße Gestalt mit fliegenden Haaren, die ihre mit Blut bedeckten Hände drohend gegen ihn hob, ihn mit vor Wahnsinn glühenden Augen anstarrte, sich dann über ihn warf und mit Vorwürfen über sein lasterhaftes Wesen überhäufte. Es war die Königin, die eine Glastür zerschlagen hatte und zu ihm gedrungen war. Des Königs Krankheit verschlimmerte sich infolge dieses Unfalls, er glaubte in seinen Phantasien, die weiße Frau gesehen zu haben.

Friedrich I. Bald darauf starb er, im Februar 1713, 55 Jahre alt. Als er sein Ende nahen fühlte, sagte er: „Die Welt ist doch nur ein Schauspiel, das bald zu Ende geht. Wer nicht mehr hat als dieses, ist übel daran!"

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig

(1713—1740.)

1. Was ein Häkchen werden will.

Friedrich Wilhelm ward in dem Jahr des Regierungsantritts seines Vaters (1688) in dem Schlosse zu Berlin geboren.

Die fürstlichen Eltern dachten vor allen Dingen bald daran, dem Prinzen eine tüchtige Erzieherin zu geben. Eine solche fanden sie in der Frau von Rocoulles, einer französischen Protestantin, die sich, ihre Mutter und ihre beiden Töchter mit bewunderungswürdiger Kühnheit während einer jener berüchtigten Dragonaden aus Frankreich nach Deutschland gerettet hatte. Sie verwaltete ihr Amt mit der größten Hingebung, doch machte ihr der mehr und mehr erwachende Eigenwille des Prinzen viel zu schaffen. Eines Tages sprach sie gegen den etwa fünfjährigen Prinzen die Drohung aus, ihm einer Unart wegen das Frühstück vorenthalten zu wollen. Als sie sich danach auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer begibt, geht

der Prinz zum Fenster, öffnet es und stellt sich — es war im dritten Stockwerk des Schlosses — auf die äußere Brüstung. Man denke sich den Todesschrecken der armen Frau, als sie den Prinzen in dieser höchst gefährlichen Stellung findet! Auf seine Drohung, sich hinabzustürzen, wenn ihm nicht das Frühstück sogleich gebracht werde, fand der Eigensinn des Prinzen natürlich unbedingt Berücksichtigung. Die Frau von Rocoulles zitterte noch an Händen und Füßen, als Friedrich Wilhelm schon am Tische saß und das schnell herbeigeholte Frühstück in aller Seelenruhe verzehrte.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Geizhals.

Am Hofe des ersten Königs war es Sitte geworden, Geld mit vollen Händen auszustreuen. Des Prinzen Art dagegen, mit dem Gelde umzugehen, hatte ihn schon früh in den Ruf eines jungen Geizhalses gebracht. Es ist noch jetzt ein Ausgabebuch von ihm — ‚Rechnung über meine Dukaten' — vorhanden, das er von seinem zehnten bis zwölften Jahre geführt hat, aus dem einerseits zu ersehen ist, daß er jede, auch die kleinste Ausgabe, sorgfältig vormerkte, aus dem aber andrerseits auch hervorgeht, daß er den Notleidenden oft und reichlich von dem Seinigen spendete.

Der erste Ritt.

In seinem dreizehnten Lebensjahre bestieg der Kronprinz zum ersten Male ein Pferd, und der Vater, der es

liebte, jede Begebenheit des Hauses zu feiern, ließ zum Andenken an diesen Tag eine Schaumünze prägen, die den Kronprinzen zu Pferde zeigt, und die für die Anschauungen jener Zeit charakteristische Umschrift: »praeludia regni« (Vorspiel der Regierung) trägt. Der Hofpoet Herr von Besser, suchte auch seinerseits zur Verherrlichung des Tages durch ein Gedicht beizutragen, ein Machwerk, in dem es unter anderm heißt:

„Ich wünsche, daß, wie du des Staates Ebenbild
Jetzt, ein gezäumtes Pferd, lernst nach der Regel führen,
Also der Untertan, was deine Reitkunst gilt,
Dereinst in deiner Kunst des Herrschens werde spüren."

Der Kronprinz und die Hoffuchsschwänzer.

Zwischen dem Prinzen und des Vaters heuchlerischen und schmeichlerischen Hofschranzen bestand, als er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, eine unübersteigbare Kluft, und es mochte die betreßten Herren manchmal eine Ahnung davon überkommen, daß die Tage ihres müßiggängerischen Lebens gezählt seien. Er behandelte sie, soweit es die Ehrfurcht gegen seinen königlichen Vater ihm nicht wehrte, mit völliger Nichtachtung, oder er trieb sogar seinen Spott mit ihnen. Einst trat er in das Vorzimmer des Königs und fand dort um den Kamin sitzend, in dem ein Feuer loderte, eine Zahl von Geheimen Räten und Kammerherren. Es erfolgt allgemeine Erhebung und darauf eine so tiefe Verbeugung, daß die Locken der großen Pariser Allongeperücken, mit denen die Häupter der Räte und Kammerherren ge-

schmückt waren, fast den Boden berühren. Der Prinz setzt sich zu ihnen und lenkt das Gespräch auf die Modetorheiten, für die so große Summen ins Ausland, namentlich nach Paris, wanderten. Natürlich finden seine Worte die ‚alleruntertänigste Beistimmung'. „Ich bin sehr erfreut," sagt der Kronprinz, aus dessen hellen Augen der Spott blitzt, „daß Sie, meine Herren, mit mir so übereinstimmen, und ich darf ohne Zweifel hoffen, daß Sie mir Ihre Uebereinstimmung gern durch die Tat beweisen werden." Neue allgemeine Erhebung und tiefste Verbeugung. „Nun denn," ruft der Kronprinz, indem er seine kleine Stutzerperücke vom Haupte nimmt und sie ins Feuer wirft, „ich nehme die Herren beim Wort; ein Hundsfott, der mir's nicht nachtut!" Wie da die Herren verblüfft einander anschauten — es war ein Gaudium ohnegleichen für den Kronprinzen! Aber was half es? Einer nach dem andern nahm den teuren Schmuck von dem ehrwürdigen Haupte und überantwortete ihn den Flammen.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Zarter Kern in harter Schale.

Die Vorliebe für große Soldaten, die Friedrich Wilhelm schon als Prinz hegte, führte zu einem Zerwürfnis mit dem Vater.

Ueber die Veranlassung dazu belehren uns die von Dohna, seinem Erzieher, hinterlassenen Denkwürdigkeiten, in denen es heißt: „Böswillige, die ich wohl nennen könnte, wenn ich wollte, hatten einigen Schritten, welche der Kronprinz, namentlich in Beziehung auf die Aushebung seiner

großen Grenadiere, getan, eine sehr üble Deutung gegeben. Der von Natur gutmütige König, der sich aber nur zu leicht gegen etwas einnehmen ließ, zeigte sich ungehalten gegen seinen Sohn, wovon dieser Prinz, der seinen Vater zärtlich liebte, so sehr betroffen ward, daß er nicht mehr aß und trank und zusehends magerer wurde. Kein Zureden, daß er es nicht so tief zu Herzen nehmen müßte, konnte helfen, nichts vermochte ihn zu trösten."

Dohna warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn mit weinenden Augen, den Verleumdern des Kronprinzen keinen Glauben zu schenken, indem er es als seine unerschütterliche Ueberzeugung aussprach, daß es von den Feinden des königlichen Hauses nur darauf abgesehen sei, den Kronprinzen zu beseitigen. Der König reichte dem Grafen die Hand, indem er sagte: „Wollte Gott, daß alle, die sich mir nähern, so herzlich mit mir sprächen, allein das ist das Los der Fürsten, die Wahrheit nur durch die trüben Nebel der Verstellung und Kabale zu erblicken." — Noch an demselben Tage war das alte herzliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt.

Wie tief übrigens dem Kronprinzen das Zerwürfnis mit dem Vater zu Herzen gegangen war, ergibt sich aus folgender Mitteilung Dohnas: „Der Kronprinz war so gnädig, mir den verbindlichsten Dank für meine Vermittlung zu bezeigen; noch in späteren Jahren erinnerte er sich dessen und sagte einst, als er bereits König geworden war, vor einem zahlreichen Gefolge in Preußisch-Holland:

‚Dies ist derjenige, der mich mit meinem Vater wieder versöhnte und durch seine guten Dienste die bösen Klatsche-

reien, die man gegen mich angebracht hatte, zunichte machte. Er ist es, der mir gewissermaßen das Leben gerettet hat, denn ohne jene Versöhnung wäre ich in eine tödliche Schwermut verfallen.'"

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Wie der Soldatenkönig seine Regierung begann.

Am 25. Februar 1713 stand Friedrich Wilhelm am Sterbebette seines Vaters. Als im Vorsaale, in welchem dichtgedrängt in Gruppen die Hofleute harrten, der Tod des Königs bekannt wurde, konnte man in den Mienen derselben mehr Furcht und Besorgnis als Trauer lesen. Plötzlich schritt Friedrich Wilhelm nassen Auges durch sie hindurch und begab sich in sein Zimmer. Sogleich ließ er sich von dem Oberhofmarschall von Printzen die Liste der Hofbeamten vorlegen und durchstrich dieselbe von Anfang bis zu Ende, indem er äußerte, hiermit seien sämtliche bisher bestehende Hofämter aufgehoben, doch dürfe sich niemand vor dem Leichenbegängnisse des Königs entfernen.

Das war Friedrich Wilhelms erste Tat als Staatsoberhaupt. Sein erster schriftlicher Befehl lautete: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht halten."

Eine neue, tief einschneidende, dem bisherigen Wesen vollkommen entgegenstehende Ordnung der Dinge am Hofe begann. Die Blicke aller der bezopften und betreßten Herren des Vorsaales war nach der Tür des Zimmers gerichtet, in welchem sich der neue König befand. Printzen

Friedrich Wilhelm I, der Soldatenkönig.

tritt verstörten Angesichts heraus, er vermag kein Wort hervorzubringen. Da nimmt ihm der Kammerherr von Tettau die durchstrichene Liste aus der Hand, starrt hinein, hebt sie dann empor und ruft: „Ach, unser gnädigster König ist tot, und unser neuer Herr schickt uns alle zum Teufel!"

Der König behielt für sich nur einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, zwei Reitknechte, einen Haushofmeister, einen Kammerier, zwei Köche und noch einige andere Hofbediente. Den Kammerherrn ward freigestellt, als Offiziere in die Armee einzutreten.

Letzte Prachtentfaltung.

König Friedrich hatte Glanz und Feierlichkeit geliebt — der Sohn fühlte sich gedrungen, ganz im Sinne des Vaters das Leichenbegängnis desselben anzuordnen. So sahen die Berliner am Tage der Beisetzung der königlichen Leiche den ganzen Glanz des königlichen Hofes noch einmal, aber auch zum letzten Male.

Darauf wurde der geräuschvolle Hof plötzlich still und einsam. An die Stelle der Verschwendung trat Sparsamkeit, an die der Pracht die größte Einfachheit, an die der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Heerschau. Statt der kostbaren Kleider zahlreicher Hofbeamten sah man nur Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und den Dienst auch als Kammerherren mit versahen. Die Stelle mächtiger Günstlinge nahmen die Generaladjutanten ein. Statt der leisen Tritte und Worte schleichender Hofleute ertönte der laute Schritt und Befehl der Kriegs-

männer. Die behagliche Ruhe wich der raschen Tätigkeit, die Aufsichtslosigkeit der Ordnung, die falsche, freundliche Heiterkeit dem natürlichen rauhen Ernst, die nachsichtige Milde der unerbittlichen Strenge. Der Hof in seiner völligen Umwandlung zeigte ein Abbild seines Fürsten. Der milde und schwache Friedrich I. war geschieden, der starke, kräftige Friedrich Wilhelm regierte. Zum Text der Huldigungspredigt bestimmte er den Psalm 101, 6: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener." Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Der Soldatenkönig und das Franzosentum.

Trotz all der Schande und dem Schaden, den Ludwig XIV. den Deutschen und besonders den Brandenburgern zugefügt hatte, waren doch aller Augen in Deutschland auf das herrliche Frankreich, namentlich aber auf Paris, gerichtet. Französisches Wesen und Pariser Mode hielten ihren großen Siegeszug in alle deutschen Lande, auch in Preußen. Die Prachtliebe des ersten Königs begünstigte diesen Eroberungszug. Es hieß:

„Wer nicht französisch kann,
Kommt nicht bei Hofe an."

In Berlin nahm die Nachäffung des Franzosentums die lächerlichsten Formen an. Das Zorneswort des großen Kurfürsten: „Aus meiner Asche wird mir ein Rächer erstehen," war noch nicht erfüllt. Dieser Zeitpunkt aber war nahe.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Die Alleinherrschaft französischer Sitten und Moden in Berlin schildert die Schrift eines Zeitgenossen:

„Der Teutsch-französische Moden-Geist, wer es lieset der versteht's, gedruckt zum Geyersbergk (Königsberg: Pr = 1689)."

Darin heißt es gar ergötzlich: „Will ein Junggesell heute zu Tage bei einem Frauenzimmer »attresse« haben, so muß er mit französischen Hütchen, Westen, galanten Strümpfen etc. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er sonst gleich eine krumme Habichtsnase, Kalbes-Augen, Buckel, (oder wie es andere, die dergleichen Personen affectioniert sind, hohe Schulder nennen), Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach; genug, daß er sich nach langem Lernen à la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für eine Fledermaus »erudition« im Kopf und anstatt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt »Monsieur«, bevoraus, wenn er etwas weniges »parlieren« kann."

Dem biederen, kerndeutschen Soldatenkönig war diese Nachäffung des Franzosentums in tiefster Seele zuwider. Er spuckte jedesmal aus, wenn er einen Franzosen sah. Obwohl ihm die französische Sprache geläufiger war als die deutsche, redete er doch als deutscher Mann bei Hofe und auf dem Exerzierplatz nur Deutsch.

Als der französische Gesandte mit seinem Begleiter in grünen Röcken mit gelbem Futter, eben solchen Beschlägen, Westen und Strümpfen und namentlich mit sehr großen Hüten erschien, ließ der König für die Regiments-

profoße ebensolche Kleidung anfertigen, um die Franzosen dadurch lächerlich zu machen. Den Advokaten, die er nicht leiden konnte, befahl der König auf das strengste, sich nie anders als schwarz zu kleiden und einen kleinen schwarzen Mantel zu tragen. Sie bekamen dadurch ein so ‚verschiedenes' Ansehen, daß die Berliner Drechsler nach ihrem Muster allerhand Puppen verfertigten. Als die Advokaten sich beim Könige beschwerten, ließ er bei einem Drechsler sein eigenes Bild kaufen, um ihnen zu zeigen, daß es ihm auch nicht besser erginge.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Friedrich Wilhelm und die „langen Kerls".

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm sich ‚lange Kerls', wie der amtliche Ausdruck lautete, mit bedeutenden Kosten zu verschaffen gewußt, ein Umstand, der bei dem oben erwähnten Zerwürfnis mit seinem Vater eine Rolle spielte. Während seiner Regierung steigerte sich diese Liebhaberei bis zur förmlichen Sucht, die dem Lande vielfach Nachteil brachte. Daß der Sache ursprünglich ein guter Gedanke zugrunde lag, kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden. „Er wollte ein Heldenvolk um sich haben und es fortpflanzen. Das Herabsinken der Rasse auf dem Wege der modernen Zivilisation war ihm ein Greuel." Ein großer, starker Körper, meinte er, werde die Beschwerden des Dienstes besser ertragen als ein kleiner, schmächtiger. Auch mochte von ihm der Eindruck, den eine Schar kräftiger Kriegsmänner hervorbringt, in Anschlag gebracht werden. Allein das artete bald dahin aus, daß vorherrschend nach

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Kerlen gesucht wurde, die bloß lang waren und wirkliche Kriegstüchtigkeit weniger in Anschlag gebracht wurde. Die Werber des Königs waren nicht nur für Preußen, sondern auch für das Ausland eine wahre Landplage. Hungrige Habichte können nicht eifriger hinter Tauben her sein, als jene hinter ‚langen Kerls' her waren. Der König stellte ihnen große Summen zur Verfügung. Daß die Werber zumeist nicht nach rechtlichen Grundsätzen verfuhren, sondern Gewalt und List anwandten, und daß diesbezügliche Berufungen der in ihrem Rechte Gekränkten beim Könige ohne Erfolg blieben, ist allbekannt. Es geschahen Dinge, die man selbst in jenen Zeiten nicht mehr für möglich gehalten hatte. Leopold von Dessau ließ einen Studenten der Theologie in Halle auf offener Straße ‚aufheben' und in den Soldatenrock stecken. Infolge dessen ging eine Vorstellung aus Halle an den Berliner Hof ein. Der König schrieb an den Rand: „Soll nit raisonieren, ist Mein Untertan." Der ‚Aufgehobene' blieb Soldat.

In Jülich befand sich ein Tischlermeister von ansehnlicher Körperlänge. Einige Werbeoffiziere umschlichen ihn, konnten ihn aber lange nicht bekommen. Da wird eines Tages ein Sarg bei ihm bestellt und zwar, wie man sagte, für den Flügelmann des dort stehenden Regiments, der gestorben sei. Der Tischler sendet am nächsten Tage den Sarg zu dem Hauptmann des Regiments, Baron von Hompesch. Bald darauf läßt dieser ihn rufen und sagt ihm, der Sarg sei zu klein. Der Tischler behauptet, der Sarg sei noch zwei Zoll größer als er bei ihm bestellt worden sei, worauf der Hauptmann entgegnete: „Da müßte er ja

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

groß genug für Euch sein!" — „Freilich ist er das!" sagt der Tischler, und um dies zu beweisen, legt er sich hinein. Im Nu wird von kräftigen Armen der Sarg geschlossen, vernagelt, auf einen draußen bereitstehenden Wagen gesetzt, und fort geht's zur Stadt hinaus. Als man den Sarg auf der Landstraße öffnete, fand man den Mann tot; er war erstickt. Der Baron von Hompesch ward mit lebenslänglicher Gefängnishaft bestraft.

Es wurde in dieser Weise von einzelnen Werbeoffizieren auch im Auslande Menschenraub getrieben, sobald die angebotenen Werbegelder nicht zum Ziele führten. Der König regte gelegentlich selbst zu solchen Gewaltsamkeiten an. Es war ihm die Nachricht zugegangen, daß sich in einem Kloster in Italien ein außerordentlich langer Mönch befinde, und als ein preußischer Major sich erbot, ihn nach Potsdam zu schaffen, erhielt er einen zweijährigen Urlaub und eine bedeutende Summe Geldes. Der Major ging nach Polen, nahm das katholische Bekenntnis an und ließ sich in ein Kloster aufnehmen. Nach einiger Zeit reiste er mit Empfehlungsschreiben nach Italien, besuchte das Kloster, in welchem sich der lange Mönch befand, und befreundete sich mit diesem. Eines Tages erzählte er dem Abt, er habe reiche evangelische Verwandte in Polen, die er für sein Leben gern zum Katholizismus bekehren möchte, und bat, ihm jenen Mönch zur Beihilfe an dem Werke mitzugeben. Der Abt ließ sich betören und gab seine Zustimmung. Schon am nächsten Tage reisten die Beteiligten ab, und der Mönch, der die Karte der mittleren und nördlichen Staaten Europas wohl schwerlich genau studiert haben mochte, ließ sich ge-

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

duldig nach — Potsdam führen. Hier ward ihm ohne Erbarmen der blaue Rock angezogen, und statt des Rosenkranzes mußte er Tag für Tag die Muskete zur Hand nehmen. — Bald darauf wurde ein Kapuzinermönch, der in Preußen umherreiste und Geld für den Papst sammelte, ausgehoben und als gemeiner Reiter in das Regiment des Fürsten von Anhalt gesteckt.

Der Soldatenkönig als Ehestifter.

Für seine ‚lieben blauen Kinder', wie der König seine Soldaten nannte, sorgte er in der Tat wahrhaft ritterlich. Nicht nur, daß er ihnen Grundstücke schenkte, Häuser baute, ihnen gestattete, öffentliche Bier- und Weinhäuser, Material- und andere Verkaufsläden zu eröffnen und verschiedene Gewerbe zu treiben, er machte ihnen auch außerordentliche Geldgeschenke und beförderte vorteilhafte Heiraten. Aber natürlich mußte auch die Frau, um die Fortpflanzung des Riesengeschlechtes zu sichern, durch ungewöhnliche Körpergröße sich auszeichnen.

Er glaubte, durch solche Eheschließungen zwischen Riesenmenschen ein Geschlecht von Enakskindern züchten zu können, was aber meist mißlungen ist.

Diese Bestrebungen des königlichen Ehestifters haben oft recht heitere Zwischenfälle herbeigeführt. Einer der lustigsten ist der folgende, der neuerdings einem Dichterkomponisten den Stoff zu der komischen Oper »Der lange Kerl« gegeben hat.

Eines Tages ritt der Soldatenkönig in der Nähe von

Potsdam, als ihm ein außergewöhnlich hochgewachsenes, kräftiges Bauernmädchen begegnete. Der König dachte sogleich: „Das wäre eine Frau für meinen Grenadier N!“ Er rief das ländliche Riesenfräulein zu sich heran, schrieb etwas auf ein Papier und sagte, es solle den Zettel nach Potsdam mitnehmen und dem Garnisonprediger übergeben. Die Dirne nahm ihn und ging nach Potsdam. Obwohl des Lesens unkundig, mochte ihr die Sache nicht geheuer vorkommen und der Zettel als eine Art Uriasbrief erscheinen. Sie übergab ihn deshalb in der Nähe des Pfarrhauses einem alten Mütterchen, das sie bat, den Auftrag des Königs auszurichten. Das Mütterchen kommt zum Garnisonspfarrer und überreicht den Zettel des Königs. Der Geistliche liest, und indem er auf das alte Mütterchen schaut, ist er fast starr vor Staunen und Verwundern. Auf dem Zettel steht:

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

„Ueberbringerin dieses Skriptums ist unverzüglich mit dem Grenadier N. zu kopulieren.“

Der Pfarrer will seinen Augen nicht trauen, doch das steht schwarz auf weiß da, und gegen einen Befehl des Königs gibt's kein Bedenken und kein Zaudern. Der Grenadier wird herbeigeholt und das seltsame Brautpaar sogleich ehelich verbunden.

Als der König später nach Potsdam zurückkehrte, ließ er sich sogleich das junge Ehepaar vorführen, um ihm zu gratulieren. Da war das Staunen an ihm. Natürlich wurde der sonderbarste Ehebund, den der schalkhafte Liebesgott je geschlossen, durch des Königs Machtgebot alsbald wieder gelöst.

Der Soldatenkönig und die Junkers.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Wie wenig der König geneigt war, dem Wohle eines Standes das Wohl des Ganzen zum Opfer zu bringen, dafür mögen zwei Beispiele angeführt werden. Der König beabsichtigte, in Preußen den Hufenschoß einzuführen, wogegen der Landmarschall der preußischen Stände namens derselben förmlich Protest einlegte. Empört darüber drohte der König, „den Junkers ihre Autorität zu ruinieren," und fügte hinzu: „Ich stabiliere meine Souveraineté wie ein Rocher von Bronze!" —

Ein Herr Strunckede in Kleve reichte eine Beschwerde ein, in welcher er sagte, ein Herr Pabst, der von jüngerem Adel als er sei, habe sich in der Kirche über ihn gesetzt, wodurch er veranlaßt worden sei, sich in ein anderes Gotteshaus zu begeben. Der König wolle die Gnade haben, den alten Adel in seinen Vorrechten zu schützen. In seiner Antwort nannte der Monarch dieses Verlangen des von Strunckede „eine Torheit" und fügte hinzu: „daß, da in Berlin eine derartige Rangordnung nicht üblich sei, man sie auch in Kleve nicht aufrecht zu halten brauche. Wenn Pabst sich über ihn, den König, setze, so bleibe er doch, was er sei."

Der Bürgerkönig.

Friedrich Wilhelm herrschte über seine Landeskinder wie der strengste Despot. Jeden Widerspruch donnerte er mit dem Ausruf: „Raisonniere Er nicht!" nieder. Wie er selbst vom frühesten Morgen bis zum späten Abend uner-

mündlich für das Wohl des Staates tätig war, so verlangte er von jedem Untertan Fleiß und strengste Pflichterfüllung. Müßiggang und Unordnung haßte und strafte er. Wehe dem Müßiggänger, der ihm unter die Augen kam! Sein Knotenstock hat manchem das Gaffen für lange Zeit verleidet. Ein jeder, den er traf, mußte gefaßt darauf sein, von ihm des strengsten gefragt zu werden, wohin er gehe, was er vorhabe. Einst bog er zu Pferde um eine Straßenecke, als ihm ein junger, ehrbar aussehender Mann entgegenkam. Der König hielt dicht vor ihm, daß seines Pferdes Nüstern die Brust des jungen Mannes berührten. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

„Wer ist Er?" herrschte er ihn an.

„Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät!"

„Woher?"

„Aus Berlin, Ew. Majestät."

„Hm, taugen nichts, die Berliner!"

„Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät; aber es gibt doch Ausnahmen, ich kenne deren zwei."

„Wer sind die?"

„Ew. Majestät und — ich."

Das war ein Mann nach des Königs Sinn: unerschrocken, klar, schlagfertig. Es währte nicht lange, so saß er in einer guten Pfarre.

Einst jagt er einem flüchtigen Juden nach, holt ihn ein und fragt ihn, weshalb er vor ihm geflohen sei. Auf die Antwort, er habe sich gefürchtet, gerät der König in heftigen Zorn und bläut dem Zitternden mit seinem Wusterhausener Knotenstock den Rücken, rufend: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt Ihr mich!"

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Das war für damalige Zeit eine sehr volksverständliche Art und Weise der Belehrung.

Einen Tanzmeister, der, um die Begegnung zu vermeiden, über Stock und Stein in ein Haus lief, ließ er von dem Pagen zurückrufen, fragte ihn genau aus, und um sicher zu sein, daß er der sei, für den er sich ausgab, mußte er sogleich auf der Straße eine Sarabande tanzen. Noch schlimmer kam ein anderer französischer Tanzmeister weg, welcher dem Könige zu Pferde in der Breiten Straße begegnete und im Galopp davonritt, ohne auf den Zuruf des Königs zu hören. Der König schickte ihm seinen Leibpagen nach, der ihn endlich vor dem Köpenicker Tore auf einem Heuboden versteckt fand. Vor den König geführt, gab er sich für einen Reisediener eines Marseiller Handlungshauses aus, und da dies sich als unwahr erwies, verurteilte ihn der König, vier Wochen lang bei dem Aufbau der Petrikirche Schutt zu karren.

In dem früheren Hause Friedrichstraße 200, Ecke der Krausenstraße zu Berlin, wohnte der Garkoch Külo, ein überaus schmutziger Mann. Als er eines Tages in seinem schmierigen Kochkostüm vor der Tür stand, kam der König vorüber.

„Was ist Er?"

„Ew. Majestät, ich bin Koch."

„Eine Sau ist Er!" Damit sauste der königliche Rohrstock auf die Schultern des Schmierfinken nieder.

Sehr oft jagte man ihn später, wenn er vor der Tür stand, in die Flucht durch den Ruf: „Külo, der König kommt!"

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Der König liebte es nicht, daß Berliner Bürger den militärischen Uebungen zusahen; er hielt das für eine Zeitvergeudung. Eines Tages spazierten einige Bürger im Sonntagsanzuge die Wilhelmstraße entlang, um vor dem Halleschen Tor dem Exerzieren zuzusehen. Plötzlich erscheint in der Ferne der König. Sie flüchten sich in einen Neubau, werfen die Röcke ab und fangen an, fleißig zu karren. Der König betritt den Neubau; Handlanger in Sonntagsstaat hatte er noch nicht gesehen.

„Wer seid ihr?"

„Majestät, wir helfen unserem Nachbar beim Bau."

„Das ist hübsch; wenn ich zurückkomme, werde ich euch noch sprechen." Sprach's und ritt davon; so nagelte er die neugebackenen Handlanger fest. An dem Tage muß er aber eine besonders gute Mütze aufgehabt haben, sonst hätte es doch etwas gesetzt.

Das größere Unglück.

Im Jahre 1730 betraf die Residenz ein furchtbares Unglück. Die Petrikirche war im Jahre 1717 gänzlich erneuert, im Jahre 1724 dann ein Turmbau begonnen worden, der anno 1730 bereits bis zu einer Höhe von 302 Fuß aufgestiegen war. Es fehlte zur Vollendung desselben nur noch weniges; auch die Aufsetzung der Helmstange war bereits erfolgt. Da, am 29. Mai 1730, am zweiten Pfingsttage in einer stürmisch-dunklen Gewitternacht, wurde der Turm dreimal vom Blitze getroffen. Bald loderte derselbe in hellen Flammen auf. Furcht und

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Schrecken bemächtigten sich aller Gemüter, denn der Wind stand nach Neu-Kölln zu, und dort befand sich das neue Pulvermagazin. Die Glocken stürmten, die Trommeln wirbelten; die gesamte Garnison wurde zur Rettung der Residenz aufgeboten und genügte ihrer Pflicht mit Heldenmut und Todesverachtung. Wohl konnte das Pulvermagazin gerettet werden; aber die Petrikirche und 44 Häuser ihrer Umgebung sanken in Asche.

Von den Schätzen und Monumenten der ehrwürdigen Köllner Pfarrkirche konnte fast nichts gerettet werden.

Der König war während des Brandes nicht in Berlin, er weilte, wie im Sommer fast immer, in seinem lieben Potsdam. Man wagte ihm das furchtbare Unglück anfangs nicht mitzuteilen. Als er's dennoch sehr bald erfuhr, äußerte er:

„Ich dachte wunder, was geschehen wäre! — Ich meinte schon, der Flügelmann vom Regimente Glasenapp wäre gestorben."

Sofort aber bewilligte er 30 000 Taler zum Neubau des Gotteshauses.

Königliche Hammelkaldaunen.

Wie der Verwalter eines großen Gutes fühlte sich der König auf seinen Spazierritten durch die Umgegend seiner Residenzen. Er hatte seine Augen überall und kümmerte sich um alles mögliche. Oftmals kehrte er im ersten besten Landhause ein, und wenn es gerade paßte, so lud er sich auch zu Tische.

Eines Tages durchstreifte der König die Umgegend von Potsdam; da erregte eine schmucke Gärtnerei seine Aufmerksamkeit. Er ließ sich die Anlagen eingehend zeigen, die seinen Beifall fanden. Aus dem sauberen Häuschen drang der Duft des Mittagessens. Da wurde der Appetit des Königs rege. Ohne weiteres trat er ein und fragte die Hausfrau, ob er mitessen könne. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

„Sehr große Ehre, Majestät," antwortete bestürzt die Hausfrau, „aber wir haben heut ein durchaus garnicht königliches Gericht."

„Was gibt es denn?"

„Hammelkaldaunen, Majestät."

„Hammelkaldaunen? — Sind die auch zu essen? Das Gericht muß ich kennen lernen; es riecht ja ganz appetitlich. — Machen Sie keine Umstände, Frau, und tragen Sie nur auf!"

Bald stand das Kaldaunengericht auf dem Tische, und der König nahm als Gast der Familie Platz.

Es schmeckte dem hungrigen Herrscher vortrefflich, und er fragte die Hausfrau, wieviel denn die ganze Mahlzeit wohl gekostet habe.

„Zwei und einen halben Groschen," war die Antwort. Der König war erstaunt, daß man für ein so billiges Geld ein so schmackhaftes Essen bereiten könne. Er ließ sich das Rezept dazu sagen, und am andern Tage gab es an der königlichen Tafel Hammelkaldaunen. Wie erstaunte der König aber, als sein Koch später zwei Taler dafür auf die Rechnung gesetzt hatte.

„Zwei Taler für die Hammelkaldaunen?" schrie er den

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Koch an. „1 Taler und $27^1/_2$ Groschen sind infam gestohlen! $2^1/_2$ Groschen kostet das Gericht!" Er quittierte die Rechnung mit dem Krückstock.

Wie sich der Soldatenkönig vergnügte.

Ganz dem Charakter des Königs angemessen waren auch dessen Vergnügungen. Für seine tägliche Ausspannung hatte er sich das Tabakskollegium eingerichtet, das im Sommer in Potsdam oder Wusterhausen, bei gutem Wetter wohl auch im Freien unter einem Zelt, im Winter im Berliner Schlosse abgehalten wurde. In diesen Abendgesellschaften wollte der König ganz und gar Mensch unter Menschen sein. Alle Förmlichkeit war beiseite gesetzt; jeder kam und ging nach Belieben, niemand durfte sich erheben, wenn der König erschien, oder wenn er die Versammlung verließ. Hier nun sprach sich Friedrich Wilhelm, der schon im gewöhnlichen Leben nicht gerade zurückhaltend war, über alles, was sein Herz bewegte, in ungezwungenster Weise aus. Gleiche Offenheit forderte er von seinen Gästen. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten die auswärtigen Angelegenheiten. Der vielgenannte und vielgefoppte Hofgelehrte und Hofnarr Gundling und nach dessen im Jahre 1731 erfolgten Tode seine Nachfolger, Faßmann und Morgenstern, mußten als Einleitung dazu das Wichtigste aus den französischen, holländischen und deutschen Zeitungen und Bulletins vorlesen, vorzugsweise diejenigen Artikel, die den König und seine Regierung angriffen. Wegen seiner Soldatenliebhaberei wurde der König oft

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

darin verspottet. Aber er wußte sich auch zu verteidigen. Eines Tages brachte eine holländische Zeitung die Nachricht, in Potsdam sei einer der großen Grenadiere gestorben, und man habe bei seiner Leichenöffnung zwei Magen, aber kein — Herz gefunden.

Der König befahl, zu entgegnen: die Nachricht sei wahr, nur habe man zu bemerken vergessen, daß der Grenadier ein geborener Holländer gewesen sei. Vieles von dem, was in den Abendgesellschaften besprochen ward, erhielt später Gestalt und Leben, so daß man mit Recht sagen kann, das Tabakskollegium habe der Sache nach die Bedeutung eines geheimen Staatsrates gehabt. — Ueberhaupt ließ der König hier seiner Laune freien Lauf, und nicht bloß Gundling, sondern auch die Generäle und Obersten bekamen von ihm manche auf sie gemünzte Spöttereien zu hören. Er nahm aber auch gepfefferte Erwiderungen hin, da er hier eben nur als Oberst seines Leibregiments gelten wollte. Freilich ging es auch dann und wann nicht ohne Ungehörigkeiten ab. — Der Major von Jürgas, der sich nach der Meinung des Königs zu viel mit gelehrten Dingen abgab, wurde einst von diesem ein Blacksch...r (Tintenkleckser) genannt. Jürgas, der dem starken Ducksteiner Biere wohl etwas zu sehr zugesprochen hatte, fuhr heraus: „Das sagt ein Hundsfott!" stand auf, verließ das Zimmer und warf die Tür hinter sich zu, daß es krachte. Das war ein häßlicher Handel. „Der König," so erzählt Morgenstern, „erklärte sich gegen die Anwesenden, daß er als rechtschaffener Offizier, der nichts auf sich sitzen lassen könne und wolle, die Beleidigung mit dem Degen auszu-

machen willens sei. Alle Anwesenden erhoben sich dagegen und machten ihm bemerklich, daß er nicht bloß Offizier, sondern auch König sei und sich als solcher nur für Beleidigungen, welche dem Staat widerführen, schlagen dürfe. Der Major von Einsiedel, welcher bei dem Garde-Bataillon Stellvertreter des Königs war, übernahm es, die Sache abzumachen, schlug sich am folgenden Tage mit Jürgas auf krumme Säbel und erhielt eine leichte Verwundung an dem rechten Oberarm. Als Einsiedel mit verbundenem Arm dem Könige Bericht erstattete, bedankte sich dieser und hing ihm einen Probetornister um, indem er fragte, ob er damit über die Straße gehen würde, wenn der Tornister voll Geld wäre. „Unbedenklich," sagte Einsiedel, und sofort füllte der König eigenhändig den Tornister mit harten Talern, welche er in einem eisernen Kasten bei sich stehen hatte, hing ihn Einsiedel über die Schultern und kommandierte: „Marsch!"

Mit dem Major Jürgas sah er die Sache als abgemacht an und trug ihm jene Beleidigung nicht nach.

*

In Wusterhausen erhielt der Schulmeister zuweilen eine Einladung. Dieser hatte sich dadurch in große Achtung gesetzt, daß es dem Könige nicht gelang, die aus der Schule heimkehrenden Knaben zu bewegen, auszurufen: „Unser Schulmeister ist ein Esel!" indem sie nicht davon abzubringen waren, daß ihnen der Schulmeister mehr als der König zu befehlen hätte.

*

Zwei Leutnants, von Gröben und von Löben, wurden beim Tabakskollegium gern gesehen, weil sie immer ein neues Stück erfanden, um dem Geheimen Rat und Hofnarren Gundling einen Streich zu spielen, der sich dafür auch wiederum an ihnen zu rächen wußte. Als Löben einst von seinen in dem sandigsten Teile der Mark belegenen Gütern sprach, fragte ihn Gundling, ob er wohl wisse, daß von diesen Gütern in dem Porstschen Gesangbuche die Rede sei. Da sich keiner dessen erinnerte, zitierte Gundling die Verse:

„Was sind unsres Lebens (Löbens) Güter?
Eine Hand
Voller Sand!"

Der Lustigmacher des Königs, Rat Gundling, teilte demselben eines Tages mit, daß man nichts als betrübte Gesichter unter den Hofleuten sähe, und viele Klagen höre.

„Wer klagt denn?"

„Alle Ihre Leute, Majestät! Sie haben fast allen zu viel in ihrer Einnahme gestrichen."

„Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es belügt mich überdies und tut seine Schuldigkeit nur halb oder gar nicht."

„Darin pflichte ich Ew. Majestät bei! Ich habe heute auch einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Was tut sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst, und dann die zweite, dritte, vierte, und so wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen alles wieder schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Ew. Majestät, von oben!"

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Der König, den versteckten Sinn merkend, sagte lächelnd: „Ja, darin hat Er recht. Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen."

Der König als Künstler.

Obwohl der König selbst zuweilen sich als Künstler versuchte, so hatte er doch von Kunst und Wissenschaft eine sehr schlechte Meinung. Die Gelehrten und Literaten nannte er Blacksch...r; Tintenflecker. — Der von seinem Vater gegründeten Akademie der Künste zeigte er seine Mißachtung dadurch, daß er seinen Hofnarren Gundling zum Direktor derselben ernannte. Seine eigene Kunst als Maler betrieb er freilich auch nur, wenn ihn das Podagra plagte. Im Jagdschlosse zu Wusterhausen sind noch heute verschiedene Bilder des königlichen Künstlers zu sehen, meist Jagdstücke oder Porträts von ‚langen Kerls'. Unter einigen liest man, von des Königs Hand geschrieben: „in tormentis pinxit. F. W." („Unter Schmerzen gemalt").

Als er sich von einem seiner Kastellane, einem Holländer, ein Urteil über ein Jagdstück, das er soeben vollendet hatte, ausbat, versicherte ihn dieser, daß es ganz in der Manier eines berüchtigten Niederländers, Bas Clas, gemalt sei, welcher zum näheren Verständnis seine Figuren mit Buchstaben bezeichnete und dann darunter schrieb: „Dat is gemalen von Bas Clas, a ist der Hund und b ist der Has."

Der Hofton unter dem Soldatenkönig.

Welcher Ton am Hofe des derben Soldatenkönigs herrschte, läßt sich leicht denken. Er selbst nahm kein

Blatt vor den Mund, schimpfte und prügelte bei jeder Gelegenheit. Die Ehrentitel: „Hundsfott, Kujon, Halunke" schwebten beständig auf seinen Lippen. Auf Eingaben, die ihm nicht behagten, malte er wohl gar Eselsköpfe und Eselsohren. Gelegentlich beehrte er sich auch selber mit solchen Ehrentiteln.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Ein Kammerdiener sollte ihm einmal den Abendsegen vorlesen. Als die Worte kamen: „Der Herr segne dich," glaubte der einfältige Mann „der Herr segne Sie" lesen zu müssen. Der König fiel ihm sofort ins Wort: „Hundsfott, lies recht; vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie du!"

Die Bedienten waren ihrer Haut nicht sicher bei ihm. Er hatte stets zwei mit Salz geladene Pistolen neben sich liegen, die er auf den Betreffenden abfeuerte, der etwas versah.

Seine Randbemerkungen lauteten oft sehr lakonisch und drollig. Sehr oft schrieb er nur das Wort opportet, und seine Räte kannten die Bedeutung dieses Wortes, der König meinte damit: „Man muß sich zu helfen suchen, so gut man kann." Ebenso oft hieß es: non habeo pecuniam oder point d'argent. Auch die Marginalresolution kam oft vor: „Narrenspossen!"

Keine Rechnung durfte ohne sein Vorwissen bezahlt werden. Als man ihm nun auch einmal eine Note über eine zerbrochene Fensterscheibe vorlegte, schrieb er aber doch darunter: „Aergert mich nicht!"

Als ihm einmal Korn angeboten wurde zur Bezahlung von Pachtgeldern, schrieb er: „Geldt ist die Losung!" Auch

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

finden sich die Randbemerkungen: „Kere mir nit daran!" — „Soll man gantz stille sein!" — „Itzo hab' ich kein Geldt!" — „Ich verlabbere nit mein Geldt mit kleinen Kauf." — „Plat abgeschlagen."

Von dem Hofton jener Zeit zeugt auch folgendes Histörchen.

Eines Tages litt der König Qualen an der Gicht; fortwährend stieß er Schmerzenstöne aus. An seinem Bette saß ein derber alter pommerscher General, der das Aechzen und Winseln nicht mehr anhören konnte und zu trösten versuchte.

„Ja, Majestät," begann er, „ik glöw et ok, et deiht weh, hellschen weh. En von min Höhnerhunn'* hadd et ok, dat Riten,** dat sackermentsche Dirt hülte den ganzen Dag."

Die Königin, die sich nebenan befand, war bei diesen Worten eingetreten. „Lieber General," sagte sie, „ich weiß, Sie meinen es gut; aber der Vergleich war denn doch ein bißchen stark, fast ein Affront für Se. Majestät!"

„Ik dacht' et mi gliks," erwiderte kaltblütig der General, „ik wüßt et, dat ik 'n Buck schaten*** hadd; äwer rut is rut." Der König reichte ihm die Hand.

Derselbe General saß ein anderesmal beim König und spielte mit Majestät Karten. „Nur zum Vergnügen," sprach Friedrich Wilhelm gähnend, „haben wir bis jetzt gespielt; nun wollen wir einmal eine Partie Tricktrack zu zwei guten Groschen spielen." Der General schüttelte den Kopf.

---

* Hühnerhunden.

** Reißen.

*** Bock „geschossen.

„Ne, ne, Majestät; ik warr mi woll häuden.* Majestät nehmen et jetzt schon, wo et umsüß geiht, äbel, wenn ik gewinne. Wenn et um Geld güng', künn ik ja woll noch'n poor Steen an den Kopp krigen." Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig.

Des Soldatenkönigs Tod.

Es war im Herbste 1739. Der König kehrte todkrank von einer Reise zurück. Er suchte Erholung in seinem lieben Wusterhausen, aber er fand sie dort nicht. Die Gicht war bereits zu unheilbarer Brustwassersucht ausgeartet. Im Schlosse zu Berlin stand sein Schmerzenslager. Er fühlte es, daß sein Ende nahe sei, und ließ seinen Beichtvater, den Propst Roloff von St. Nikolai, herbeiholen. Unerschrocken erinnerte ihn dieser Geistliche an die zahlreichen Härten und Willkürlichkeiten seiner Regierung. Friedrich Wilhelm versuchte sich zu entschuldigen. „All' diese Gründe," sprach Roloff jedoch tiefernst, „sind allenfalls vor Menschen befriedigend; — vor Gott genügen sie nicht!" Demütig beugte da der einst so starke Monarch sein Haupt und gestand es ein, daß auch er nichts weiter als ein armer Sünder sei.

So kam der 27. April 1740. Der König hatte beschlossen, Berlin zu verlassen. „Lebe wohl, Berlin," so rief er, „in Potsdam will ich sterben!" Allein, nur wie ein echter König schied er von seiner Residenz: er ließ 100 000 Taler für die von dem harten Winter so schwer

* hüten.

geschädigten Armen der Stadt zurück. Nun weilte er in dem Stadtschlosse zu Potsdam. Am 31. Mai 1740, in der Morgenfrühe, fühlte er das Nahen des Todes, — er nahm Abschied von seiner Familie und von seinen Offizieren, von den Hofbeamten und den Ministern. Seinem Vertrauten, dem Fürsten Leopold von Dessau, und dem Generaladjutanten von Haacke, schenkte er dann je eines seiner schönen Leibrosse. Noch einmal aber erwachte der alte Friedrich Wilhelm. Als er vom Fenster aus sah, wie ungeschickt die Stallknechte dem Pferde des Fürsten von Dessau den Sattel und die Schabracke auflegten, sprach er zu seinem Adjutanten: „Haacke, gehen Sie doch mal hinunter und prügeln Sie die Schurken ab."

Mittags, zwischen ein und zwei Uhr, verschied er.

Friedrich Wilhelm II.

(1786—1797).

Dem Anekdotenkreise, der sich um die Person des weitaus geistvollsten und größten Hohenzollern, des alten Fritz, schlingt, hat der Verlag ein eigenes Buch: »Humor Friedrichs des Großen« gewidmet. Wir verweisen hier nur auf dies Werk, das als 3. Band der »Anekdoten-Bibliothek« erschienen ist, und wenden uns sogleich zu den Nachfolgern des großen Königs.

Der alte Fritz war in der letzten Zeit seines Lebens

Friedrich Wilhelm II.

durchaus nicht mehr der geliebte und gefeierte Held. Seine Wunderlichkeiten zeitigten oft Regierungsmaßnahmen, die dem Volke recht lästig waren; so besonders das Kaffeemonopol.

Um dies durchzuführen, hatte der König Zollbeamte angestellt, meist Franzosen, die in den Residenzen umherschnupperten, um aufzuspüren, wo in einem Hause Kaffee gebrannt oder gekocht wurde, der nicht aus der Königlichen Regie war. Man nannte diese verhaßten Beamten Kaffeeriecher.

Es ging fast wie eine Erlösung durch das Land, als Friedrich II. starb. Mit Freuden wurde sein Nachfolger, der Sohn seines Bruders August, Friedrich Wilhelm II., auf Preußens Thron begrüßt. Dieser, der schwächste Hohenzollernkönig, hat sich den Namen »der Vielgeliebte« erworben, welcher Titel der vielen Liebesabenteuer des Königs wegen auch einen etwas ironischen Beigeschmack hat. Für die späteren Lebensjahre ist die Bezeichnung, die ihm die Berliner beigelegt, der »dicke Wilhelm«, wenn auch nicht ehrerbietig, doch zutreffend. Reich an Anekdoten ist dieses »Heldenleben« auch keineswegs. Es seien hier folgende mitgeteilt.

Ein Stammbuchvers.

Als der Prinz, später König Friedrich Wilhelm II., vierzehn Jahre alt war, überreichte ihm der Doktor Krünitz sein Stammbuch. Ohne alle Vorbereitung und ohne vieles Nachdenken schrieb er die Worte:

Friedrich Wilhelm II.

„Me Pater Aeneas et avunculus excitat Hector.“ (Zu großen und edlen Taten feuern mich Aeneas, mein Vater, und Hektor, mein Onkel, an.)

Der Brautvater.

Bei der Vermählung Friedrich Wilhelms mit der Prinzessin Luise war die Witwe Friedrichs des Großen noch zugegen; ebenso bei der des Prinzen Ludwig. Friedrich Wilhelm II. hatte sich bei der Vermählung seines ältesten Sohnes über die vielen Staatsuniformen im Schlosse geärgert und befohlen, bei der tags darauf folgenden Hochzeitsfeier des Prinzen Ludwig keine Einlaßkarten auszugeben, sondern jedermann Zutritt zu gewähren. Infolge dieses Befehls entstand ein solches Gedränge, daß der König selbst, der die greise Elisabeth am Arme führte, nicht hindurch konnte. Gern hätten ihm die zunächststehenden Bürger Platz gemacht, aber die Menge war zu dicht; da rief der leutselige Monarch: „Kinder, geniert euch nicht, der Brautvater darf sich heute nicht breiter machen als die Brautleute“, und tapfer den linken Ellbogen gebrauchend, brachte der König, der damals schon sehr stark war, sich und seine Dame durchs Gedränge.

Ein Zensurstücklein.

Am 19. Dezember 1788 erschien in Berlin, von dem mißliebigen Minister von Wöllner veranlaßt, ein königliches Edikt, worin alle im Inlande erscheinenden Schriften, bevor sie dem Druck übergeben werden durften, der Zensur

unterworfen wurden. Wöllner hatte zu einem der Zensoren den Konsistorialrat Cosmar ernannt. Zu seinem nicht geringen Erstaunen las der Minister am Schlusse einer soeben in Berlin unter dem Titel »Allgemeine Zustände« erschienenen Flugschrift die Worte: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind!" Friedrich Wilhelm II.

In höchster Entrüstung ließ er den Zensor zu sich bescheiden, las ihm die Stelle vor und rief voll Zornes aus:

„Herr Konsistorialrat, habe ich Sie deshalb zum Zensor ernannt, daß Sie dergleichen zum Druck verstatten?" — „Befehlen Exzellenz vielleicht," erwiderte Cosmar, „daß ich anstatt „Wehe" drucken lassen sollte: „Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind?" Der Minister schwieg und entließ ihn.

Belohnte Bescheidenheit.

Der französische Emigrant D'Aubier hatte sich durch eine wahrhaft rührende Ergebenheit und Treue gegen seinen unglücklichen König, Ludwig XVI., ausgezeichnet.

Friedrich Wilhelm II. ließ ihn sich darum vorstellen und bot ihm eine Anstellung in der Armee an. D'Aubier erklärte, er sei kein Militär.

„Nun, so sagen Sie, worin ich Sie sonst gebrauchen kann?" fragte ihn der König.

„Ich glaube, daß ich zu nichts tauge," erwiderte D'Aubier.

„Sie sind der erste, der mir das versichert," versetzte der König. Wegen dieser Aufrichtigkeit erhielt er den Kammerherrnschlüssel und eine Pension von 600 Talern.

Friedrich Wilhelm II. auf dem Sterbebett.

Friedrich Wilhelm II.

Ein schmerzhaftes Blutgeschwür belästigte, ohne doch gefährlich zu sein, den König in seiner letzten Krankheit. Da sagte er zum Arzt: „Ich halte dies für das geringere meiner Uebel. Karl der Fünfte pflegte zu sagen: Ein kleiner Rauch beißt nicht!“

Friedrich Wilhelm III.

(1797—1840).

Friedrich Wilhelms III. Jugend fällt in den Abendglanz der Regierungszeit des größten Hohenzollern. Dieser scheint, wie aus verschiedenen seiner Aeußerungen hervorgeht, mehr Hoffnung auf seinen zweiten als auf seinen ersten Nachfolger gesetzt zu haben.

In seinem siebten Lebensjahre wurde Prinz Friedrich Wilhelm seinem Großohm zum erstenmal vorgestellt. Er war sehr hofmäßig, aber auch äußerst unbequem für diesen Besuch herausgeputzt.

Friedrich Wilhelm erzählte später selbst darüber:

„Der König empfing mich sehr freundlich. Was er mit mir gesprochen, kann ich mich freilich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern; er mußte indes doch mit mir zufrieden gewesen sein, denn er klopfte mir sanft auf die Backen und fragte mich dann: „Was wünschest du dir denn wohl?“ — Die Frage kam mir sehr unerwartet; ich schwieg. — „Nun,

Friedrich Wilhelm III.

du wirst doch wohl etwas zu wünschen haben?" fuhr er fort. Da faßte ich mit der Hand nach dem Haarbeutel. Der steife, französische Anzug war mir peinlich, und ich antwortete: „Eine Uniform, Majestät!" — „Die sollst du haben. Wünschest du noch etwas?" Da ich um den König mehrere Windhunde spielen sah und nicht wie das erstemal stocken wollte, antwortete ich: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben." —

„Auch den sollst du kriegen." Er entließ mich nun und ich kehrte nach Potsdam zurück. Am folgenden Morgen, als ich kaum das Bett verlassen hatte, erschien der Schneider bei mir und nahm mir Maß zu einer Uniform. Bald darauf kamen einige Lakaien des Königs mit einer Koppel von sechs Hunden, und sagten mir, der König sende mir solche, damit ich mir einen auswähle.

Sie machten mich besonders aufmerksam auf einen, den sie sehr lobten, und ich wählte also diesen. Später erfuhr ich, daß der König zu den Leuten gesagt hatte: „Gebt acht, den wird er wählen!" — Es war der, den sie mir, jedoch ohne diesen Umstand zu erwähnen, so sehr gelobt hatten. Als sie zu dem König mit den übrigen fünf Hunden zurückkamen, sagte er: „Habe ich nicht recht gehabt?"

Wichtiger war eine Begegnung des Prinzen mit dem Könige, die kurze Zeit vor dem Tode des letzteren stattfand. Friedrich traf den blühenden jungen Prinzen im Park zu Sanssouci und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. Dabei legte er ihm mancherlei Fragen aus der Geschichte und Mathematik vor und vernahm, beifällig mit dem Haupte nickend, die Antworten. Endlich zog er Lafontaines Fabeln

Friedrich Wilhelm III.

aus der Tasche und forderte den Prinzen auf, eine ihm bezeichnete Fabel zu übersetzen. Friedrich Wilhelm löste die ihm gestellte Aufgabe trefflich und erntete zu seiner größten Freude das Lob des Königs.

Aber nun fiel ihm plötzlich etwas ein, was er dem Könige nicht verschweigen zu dürfen meinte. Gerade diese Fabel hatte er mit seinem Lehrer erst vor wenigen Tagen durchgenommen. Er sagte dies dem Könige. Da leuchtete dessen Blick ihm heller noch entgegen, und dem Prinzen die Wangen streichelnd, sagte er freundlich: „So ist's recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr, als du scheinst!" Im Weitergehen fuhr Friedrich mit Wärme fort: „Nun, Fritz, werde was Tüchtiges par excellence! Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Karriere, und mein Tagewerk ist bald absolviert. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gärungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu kalmieren. Ich fürchte, du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habiltiere, rüste dich; sei ferm; denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm; begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!" —

Beide hatten den Ausgang des Parks erreicht, vor dem der Obelisk steht. „Sieh ihn an," sprach der König zum Prinzen, „schlank aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Ma force est ma droiture! (Meine Stärke ist meine Geradheit.) Die höchste Spitze krönt das Ganze, aber sie wird getragen

von allem, was unter ihr ist, besonders vom Fundament. Das Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue: dann allein nur kannst du stark und glücklich sein." Seelenvoll den Prinzen anschauend, reichte er ihm die Hand, indem er mit feierlichem Ernste sprach: „Fritz, vergiß diese Stunde nicht!" Er küßte ihn und entließ ihn darauf. Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelms Erziehung.

Der Erzieher des Prinzen, Behnisch mit Namen, war ein hypochondrischer Herr, der dem kindlichen Frohsinn seines Zöglings wenig Rechnung trug. Die Lebenshaltung des dereinstigen Thronerben war überhaupt eine sehr einfache, was eine Aeußerung erweist, die er später als König zu seinen Kindern tat.

„Wollt immer hoch hinaus," sagte er bei einer Gelegenheit zu denselben, „bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter ging; denn da erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Wert; und wollte mein Hofmeister mir 'mal etwas zugute tun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen, und wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Der Prinz war ein Muster von Ordnung, Ehrbarkeit und Bescheidenheit, und früh schon trat es zutage, daß das üppige Leben am Hofe seines Vaters seiner Natur durchaus zuwider war. Zieht man dazu noch das kränkliche, oft mürrische Wesen seines Erziehers in Betracht, so vermag

Friedrich Wilhelm III.

man es sich zu erklären, weshalb ein zuversichtlicher Sinn bei ihm nicht aufzukommen vermochte, er vielmehr verschlossen, schüchtern und unsicher ward, sobald er sich öffentlich zeigen mußte. Die bezeichneten Eigentümlichkeiten hafteten an ihm während seines ganzen Lebens.

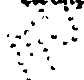
Hohenzollernblut.

Die Heldennatur seines Namens verleugnete sich auch in dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht. Als er in dem Kriege gegen Frankreich 1792 an der Seite seines Vaters zum erstenmal im Feuer stand, da zeigte sich sein ganzes Wesen verändert, und es war an ihm von Befangenheit und Unsicherheit auch nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. In gleicher Weise zeichnete er sich im Jahre 1793 aus. An der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Bork säuberte er das Dorf Kostheim von den Franzosen, eroberte eine hinter dem Dorfe aufgeworfene Schanze und machte viele Gefangene. Der König, der mit dem zweiten Bataillon nachgerückt kam, umarmte den Kronprinzen auf der gewonnenen Schanze.

Bei der Beschießung von Verdun hielten der König und der Kronprinz inmitten der Feuerschlünde, auf deren Bedienungsmannschaft es der Feind namentlich abgesehen hatte.

Da wühlte wenige Schritte vor ihnen eine Kugel den Boden auf.

„Ew. Majestät setzen sich zu sehr aus," bemerkte der Kronprinz. Der König antwortete: „Friedrich hat sich bei



Kunersdorf noch mehr ausgesetzt." — Wieder schlug eine Kugel dicht neben beiden nieder. — „Sire, befehlen Sie, daß ich allein hier bleibe!" sagte der Kronprinz in dringendem Tone. „Nein," entgegnete der König, „ich bleibe hier, um Zeuge deiner Kaltblütigkeit zu sein."

Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm und Luise.

In dem Feldzuge des Jahres 1793 sah der Kronprinz Friedrich Wilhelm zu Frankfurt a. M. — seine künftige Gemahlin Luise zum ersten Male. Prinzessin Luise war die Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz.

Friedrich Wilhelm sprach später oft und mit Innigkeit von dem tiefen Eindruck, den die damals siebzehnjährige Luise bei ihrem ersten Begegnen auf ihn gemacht habe, und bezeichnete bei einer Gelegenheit eine Stelle in der »Braut von Messina« als den vollkommensten Ausdruck der ihn in jenem Augenblicke beseligenden Empfindung. Der Schluß dieser Stelle, die mit den Worten beginnt: „Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens," lautet:

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet. —

In ähnlicher Weise, wie Friedrich Wilhelm zur Prinzessin Luise, fühlte sich sein Bruder, Prinz Friedrich Ludwig

Friedrich Wilhelm III.

Karl, zu Friederike, der jüngeren Schwester Luisens, hingezogen. Beiden Brüdern ward das Glück, die Herzen der von ihnen geliebten Prinzessinnen zu gewinnen und die Zustimmung der fürstlichen Eltern zu erlangen. Am 24. April feierten die Prinzen das Fest ihrer Doppelverlobung zu Darmstadt.

Unmittelbar nach dieser Feier folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater wieder in das Hauptquartier, und einige Tage später (3. Mai) war es, wo ersterer das Dorf Kostheim stürmte. — Ende Mai machten die Prinzessinnen Luise und Friederike ihren tapferen fürstlichen Verlobten einen Besuch im Feldlager. Dort befand sich auch gerade Goethe, der über diesen Vorfall folgendes sagt:

„Gegen Abend — Donnerstag den 29. Mai 1793 — war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet, die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Sr. Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das interessanteste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird."

Dame d'Etiquette.

Anfang Dezember kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück. Am 22. Dezember fand die feierliche Einholung der

Prinzessin Luise in Potsdam, am Tage darauf in Berlin statt. Der Ruf bezaubernder Schönheit und Liebenswürdigkeit, welcher der holden Braut voranging, bewirkte, daß ihr ein außerordentlich herrlicher Empfang zuteil wurde. Auf der Stelle, wo sich jetzt das eherne Denkmal Friedrichs des Großen erhebt, hatte man eine prächtige Ehrenpforte errichtet, vor der, festlich geschmückt und Blumenkränze in den Händen haltend, eine Schar Knaben und Mädchen zur Begrüßung der jungen Prinzessin aufgestellt worden war. Eines der Mädchen trat hervor und sprach in einem Gedicht der fürstlichen Braut die Wünsche der Bevölkerung aus. Das Gedicht berichtet, in wie lebhafter Weise die Bevölkerung, als der Kronprinz in den Krieg gezogen, Sorge um sein Leben getragen, und wie groß die Freude aller bei seiner glücklichen Rückkehr gewesen sei. Diese habe sich aber noch um vieles gesteigert, als er erklärt habe, von der Huld und Güte derjenigen besiegt worden zu sein, die nun als Siegerin in die Stadt einziehe. Anspielend darauf, daß Luise kaum das elterliche Haus verlassen habe, schließt das Gedicht mit der Strophe:

Friedrich Wilhelm III.

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezei'n.
Heil dir! Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Luise, der die Tränen über die Wangen stürzten, beugte, dem Zuge ihres bewegten Herzens folgend, sich nieder zu der lieblichen Sprecherin, schloß sie in ihre Arme und küßte sie mit Innigkeit. In den Augen vieler glänzten Tränen.

Friedrich Wilhelm III.

Die Frau Oberhofmeisterin von Voß dagegen schaute starr vor Schrecken auf die Szene. Entsetzlich! Die künftige Königin des Landes setzte sich über die zur Zeit geltenden höfischen Gebräuche hinweg! Sich zu der Fürstin beugend, flüsterte die Frau Oberhofmeisterin aus gepreßter Brust: „Mein Gott! was haben Ew. Königliche Hoheit getan! Das ist gegen allen Anstand und Sitte!"

„Wie?" lautete die harmlose Entgegnung Luisens, „ich darf das nicht mehr tun?"

*

Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine junge Gemahlin, welche das reinste Glück ihrer jungen Ehe in dem stillen Frieden des Familienlebens fanden, wollten sich in ihren häuslichen Gewohnheiten nicht gern Zwang auferlegen lassen. Dies war so ganz und gar nicht nach dem Sinne der Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, welche es mit den Formen der Hofetikette gar zu genau nahm. Der Kronprinz pflegte die gute alte Dame, welche sonst ihrer Herrin eine sehr ergebene Dienerin war, ihres Uebereifers wegen zu necken. Eines Tages gab er, scheinbar auf ihre Wünsche eingehend, der Gräfin sehr ernsthaft den Befehl, ihn bei seiner hohen Gemahlin zu melden. Wie erstaunte sie aber, als sie, im Zimmer ihrer Gebieterin angekommen, dort bereits den Kronprinzen erblickte, der auf einem kürzeren Wege früher angelangt war und beim Eintritt der Oberhofmeisterin traulich neben seiner hohen Gemahlin im Erker des Fensters stand. „Sehen Sie, liebe Voß," rief er ihr fröhlich entgegen, „meine Frau und ich, wir sprechen uns

ohne Förmlichkeit, so oft wir wollen; ist auch so, denke ich, in guter Ordnung; bleiben darum doch eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen."

In den höheren Ständen war man beflissen, den Mangel sittlichen Verhaltens gegen einander durch äußeren Flitter zu verdecken. So redeten Eheleute einander mit Sie an. Friedrich Wilhelm und Luise führten unter sich das trauliche Du ein — für die höheren Stände ein Ereignis bedenklichster Art. — Unerhört! Die Kunde davon ging von Ohr zu Ohr, ja die Hofleute meinten endlich, dem Könige davon Mitteilung machen zu müssen.

Der Kronprinz wird von dem Könige darüber befragt, und jener erwidert lächelnd, es sei allerdings wahr, daß er seine Gemahlin mit Du anrede, aber er habe auch dazu seine besonderen Gründe. Nach denselben befragt, fährt er fort: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S geschrieben wird oder mit einem kleinen."

Ein anderesmal tat der Kronprinz die Aeußerung, er sei von allen Seiten genugsam beengt; in seinem häuslichen Leben wolle er wenigstens seiner Neigung folgen, die Freiheit und Unabhängigkeit nicht entbehren, die jeder Privatmann genieße.

Zu den Beengungen gehörten für ihn öffentliche Festlichkeiten, bei denen er und seine Luise in Pracht und Glanz erscheinen mußten. Wenn der Kronprinz dann seine Gemahlin in den durch Frieden, Freude und Unschuld geheiligten Räumen seines Hauses wieder in ihrer einfachen

Kleidung sah, dann erschien sie ihm „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle". „Gott sei Dank," sagte er bei einem solchen Anlaß einst, indem er ihre Hände ergriff und ihr in das seelenvolle Auge schaute. „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!" Auf ihre Frage, ob sie das nicht immer sei, entgegnete er, sie müsse leider zu oft Kronprinzessin sein.

Eine Hand voll Gold.

Am 10. März 1794 feierte Luise zum ersten Male in Berlin ihr Geburtstagsfest. Der König schenkte ihr das Schloß Oranienburg, in welchem Luise von Oranien einst segensvoll gewaltet hatte. Vielleicht daß auch ihm sich der Gedanke aufgedrängt hatte, Luise habe in ihrem tiefsten Denken und Fühlen eine innige Verwandtschaft mit dem Gemüte jener frommen Fürstin.

Während der Festtafel war der königliche Schwiegervater, Friedrich Wilhelm der Vielgeliebte, äußerst liebenswürdig zu seiner schönen Schwiegertochter, und als sich Luise nochmals für das königliche Geschenk bedankte, fragte er sie, ob sie noch einen Wunsch habe. Luise bejahte die Frage ohne Besinnen. Und auf die weitere Frage, was es denn wäre, antwortete sie:

„Eine handvoll Gold für die Armen!"

„Und wie groß soll diese Hand sein?"

„So groß wie das Herz des gütigsten Königs."

Durch diese geistreiche Antwort der edelherzigen Fürstin fiel den Armen von Berlin keine kleine Gabe zu.

Dame d'Etiquette und der Leiterwagen.

Während des Aufenthaltes der kronprinzlichen Herrschaften auf ihrem Lustschlosse Oranienburg wurde die Oberhofmeisterin eines Tages von dem jungen Fürstenpaare zu einer Lustfahrt in den Wald eingeladen, an der sich auch Prinz Ludwig, der Bruder des Kronprinzen, sowie dessen Gemahlin, Prinzessin Friederike, die Schwester der Kronprinzessin, beteiligen sollten. Nicht ahnend, daß zu dem Gefährt, auf welchem die Fahrt stattfinden sollte, von dem fröhlichen Kronprinzenpaar ein einfacher Leiterwagen bestimmt war, findet sich die Dame d'Etiquette zur festgesetzten Stunde pünktlich ein und wird vom Kronprinzen in liebenswürdigster Weise zur Besteigung dieses Triumphwagens der frohen Laune aufgefordert. Die alte Dame ist starr vor Staunen; aber durch sie sollen die geheiligten Gesetze des Hofzeremoniells nicht entweiht werden, und, ehrerbietig knixend, lehnt sie die Teilnahme an der geplanten Waldpartie auf dem nach ihren Begriffen so wenig hoffähigen Gefährt ab, nicht im mindesten irre gemacht durch das fröhliche Lachen der Prinzessinnen.

Friedrich Wilhelm III.

Der Schulze von Paretz.

Bald nach seiner Verheiratung kaufte der Kronprinz Friedrich Wilhelm das zwei Meilen von Potsdam an der Havel gelegene Landgut Paretz.

An Stelle des Wohnhauses wurde ein Schloß aufgebaut, in nächster Umgebung desselben ein Park angelegt.

Dem Baumeister und dem Gärtner war von dem Kronprinzen aufgegeben worden, „alle baulichen Verschönerungen und Anpflanzungen streng in einfach ländlichem Stile zu halten."

„Nur immer denken," sagte er, „daß Sie für einen armen Gutsbesitzer bauen." Er wolle, äußerte er ein anderesmal scherzend, dort nur als Schulze von Paretz angesehen werden.

Das junge Königspaar.

Dem Könige Friedrich Wilhelm III. stand das Wort seines großen Ahnen: „Halte es mit dem Volke, daß es dich liebe," tief im Herzen geschrieben, als er den Thron bestieg. Er wollte, wie Heinrich von Treitschke sagt, ein König der Bettler sein nach den Traditionen seines Hauses. Und einer seiner Minister urteilte über den jungen König zu dem französischen Gesandten: „Er ist ein Demokrat auf seine Weise; er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen. Er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken. In wenig Jahren wird es in Preußen keine feudalen Rechte mehr geben."

Wenn sich diese Prophezeiung auch nur teilweis erfüllt hat, so sind es doch verschiedene Begebenheiten aus jener Zeit, die die Wahrheit dieser Aussprüche beweisen:

Als am Tage seiner Thronbesteigung ein Kammerdiener vor dem Könige beide Flügeltüren aufriß, bemerkte dieser, er habe doch wahrlich nicht plötzlich an Stärke so zuge-

nommen, daß eine Türe für ihn zu enge sei. An den Küchenmeister, der die Zahl der Schüsseln, mit denen die königliche Tafel besetzt wurde, um zwei vermehrt hatte, richtete er die Frage, ob er meine, sein Magen sei seit gestern größer geworden. Auch in anderen Dingen hielt er an der seiner innersten Neigung entsprechenden Einfachheit fest. In der Regel trug er einen schlichten Leibrock von blauer Farbe ohne Tressen. Auf dem Lande, auf der Pfaueninsel oder in Paretz fühlte er sich in einem bequemen Oberrock am behaglichsten. In Badeorten legte er jegliches königliche Abzeichen ab, und man sah ihn in der Regel in einem Rocke von dunkler Olivenfarbe und einem runden Hute einhergehen.

Wie ihr Gemahl blieb auch Luise als Königin ihrer früheren Sinnes- und Lebensweise getreu; der Glanz des Thrones blendete sie nicht. Nur der Gedanke, jetzt im Besitze größerer Mittel zu sein, die es ihr möglich machten, in erweitertem Umfange wohlzutun, war es, der ihr Herz in ihrer neuen Stellung mit einem wahrhaften Hochgefühl erfüllte. In ihrem Anzuge sah man keine Veränderung gegen früher. „Freilich konnten wenige so wie sie," heißt es in der Schrift der Frau von Berg, „bei der stillen Majestät ihrer Schönheit so der äußeren Hilfsmittel entbehren. Die Königin erschien nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischte, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichten Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt ebenso einfach geschmückt." Auf einem Balle, an dem der König und seine Gemahlin teilnahmen, verschmähten es die adligen Herren, mit einer bürgerlichen Dame zu tanzen. Kaum

Friedrich Wilhelm III.

vernahm dies die Königin, so bat sie ihren Gemahl, jene Dame zum Tanz aufzufordern, was dieser auch sogleich tat. Bei einer Cour fragte Luise eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Die Angeredete, die bürgerlicher Herkunft war, wurde blutrot, und in ihrer Verwirrung und Verlegenheit sagte sie: „Ach, Ihre Majestät, ich bin gar keine Geborene." Das höhnische Lächeln vieler der Anwesenden diente nur dazu, die Befangenheit der Armen zu erhöhen. Doch ein ernster Blick der Königin verbannte augenblicklich den Spott aus den Mienen der Umstehenden, und sich darauf liebreich an die junge Frau wendend, sagte sie mit erhobener Stimme:

„Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Zweck verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werte, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, gottlob! in allen Ständen, und aus den untersten sind oft die größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben!"

Edler Wetteifer.

König Friedrich Wilhelm III. pflegte jeden Morgen nach gehaltenem Vortrage im Kabinett, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wohnzimmer der Königin sich aufzuhalten und mit ihr, am liebsten frisches Obst, zu frühstücken. Beim Hereintreten bemerkte er eines Tages auf ihrem Nähtisch eine hübsche Haube, die ihm neu schien. Lächelnd fragte er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut," erwidert scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht und finden dann alles zu teuer." — „Aber du kannst mir doch wohl sagen, was diese Haube kostet; möchte es gern wissen!" — „O ja, ich habe eine wohlfeile gewählt, sie kostet nur vier Taler." — „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!" Und indem der König, am Fenster stehend, fortfährt zu spötteln, bemerkt er einen vorübergehenden Garde-Invaliden, welchen er heraufruft. Kaum ist er eingetreten, so spricht zu ihm der König: „Die Dame, welche da auf dem Sofa sitzt, hat viel Geld; was meinst du wohl, alter Kamerad, was sie für die Mütze gegeben hat, die da auf dem Tische liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande!" Der alte Kriegsmann, unerfahren in solchen Dingen, zuckt mit den Achseln und spricht endlich kurz und rund: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!" — „Da hörst du's," fährt der König fort. „Ja, was Groschen; vier Taler hat sie dafür bezahlt! Nun geh mal hin und laß dir von der schönen Frau eben so viel geben!" Lächelnd den König ansehend, öffnet sie flugs

Friedrich Wilhelm III.

ihre Börse und legte dem sachte herantretenden Soldaten in die vorgehaltene Hand vier blanke Taler. „Aber," fügte sie dann mit einem schalkhaften Lächeln hinzu, „sieh mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld als ich; alles was ich habe, verdanke ich nur ihm allein, und er gibt gern. Nun geh auch zu ihm hin und laß dir das Doppelte, acht Taler, geben." Mit fröhlichem Auflachen sieht die Königin auch diese Spende aus den zum Geben immer offenen Händen des jetzt freilich achselzuckend lächelnden, langsam zahlenden Königs erfolgen und wünschte dem vergnügten Veteran Glück. Dieser hat das glücklichste Ehepaar gesehen und hört noch, wie er schon das fürstliche Zimmer verlassen, da drinnen den lauten, fröhlichen Scherz.

Der Invalide hieß Christian Brandes und wurde sehr alt. Der König hatte die Gesichtszüge und den Namen des Mannes, aber auch diese Szene behalten. Wenn er seiner späterhin, nach dem Tode der Königin, zu Potsdam ansichtig wurde, beschenkte er ihn und hat dabei wohl im Schmerzenston gefragt: „Brandes, weißt du noch?"

*

Der König stand eines Tages mit seiner Gemahlin im Schlosse vor einem offenen Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst auf dem Arm und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Da näherte sich ein alter, dürftig, aber reinlich gekleideter Mann, verbeugte sich, und ohne das königliche Paar zu erkennen, redete er den König an:

„Mein Herr, gewähren Sie einem alten, von undank-

baren Töchtern verstoßenen Manne ein Almosen; mein einziger Sohn ist Soldat und steht jetzt in der Demarkationslinie."

Der König öffnete beide Flügel des Fensters und antwortete, ohne sich weiter auf Fragen und Erkundigungen einzulassen, dem Bittenden: „Wende Er sich an diese Dame, mein Freund. Er sieht, sie läßt Kinder mit Goldstücken spielen, und wird daher für einen armen, von seinen Kindern verstoßenen Vater gern etwas übrig haben, ich habe meine Börse nicht bei der Hand."

Die Königin gab dem kleinen Kronprinzen vier Friedrichsdor in die Hand und sagte zu ihm:

„Lieber Fritz, gib sie dort dem Manne!"

Der Prinz warf sie erfreut in den Hut des Greises, der über diese unerwartet reiche Gabe ganz bestürzt wurde und von Rührung und Dank hingerissen mit Tränen das Fenster verließ.

Kaum war er einige Schritte gegangen, als die Königin ihm nachrief:

„Freund, komme Er doch noch einmal hierher!"

Der Alte kam zurück.

„Wie heißt Er, mein Freund?" fragte sie.

„Ich heiße Berghoff," erwiderte dieser, „bin ehemals Sattler in Brandenburg gewesen, habe Friedrich dem Großen dreiundzwanzig Jahre treu gedient und meinen ehrlichen Abschied als Sergeant erhalten."

„Ohne Pension?" fragte die Königin, und der Alte bejahte es.

„Dieser Herr hier," sagte sie nun, indem sie auf den

König wies, „sagt zwar, er habe seine Börse nicht bei sich; aber er hat Tinte, Feder und Papier. An ihn wende Er sich, seine Handschrift ist so gut wie Geld."

Der König, gerührt über diesen ebenso gutmütigen als naiven Einfall seiner liebenswürdigen Gemahlin, ging von dem Fenster zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und kam mit einem Zettel zurück, auf dem die Worte standen:

„Dem alten Berghoff aus Brandenburg sind zwölf Taler monatliche Pension aus der ordentlichen Kriegskasse zu zahlen. Friedrich Wilhelm."

Nun erfuhr Berghoff, der lesen konnte, daß es das königliche Paar war. Schon wollte sich sein Herz in den innigsten Ausdrücken des Dankes ergießen, allein der König wartete diese Szene nicht ab, schloß das Fenster wieder und entfernte sich schnell.

Ein tapferer Franzose.

Napoleon Bonaparte, der durch seine Spione wußte, daß die Königin Luise mit zur treibenden Kriegspartei gehört hatte, ließ nun nach dem Siege von Jena und Auerstädt seinen Groll an der wehrlosen Frau aus, er schonte in seinen Bulletins selbst ihre Ehre nicht.

Es fand sich von den Berliner Stadtbehörden, vor denen er die Königin schmähte, keiner, der die Ehre Luisens verteidigt hätte; sie handelten alle nach der Weisung des Gouverneurs Grafen von der Schulenburg-Kehnert,

der nach dem Eintreffen der Hiobspost an den Straßenecken rote Zettel ankleben ließ mit der Inschrift:

„Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich bitte darum!"

Nur ein Berliner fand den Mut, die Ehre der Königin zu verteidigen, und dieser war ein — Franzose.

Als die Berliner Behörden dem Kaiser Napoleon vorgestellt wurden, war der greise Prediger Jean Pierre Erman Vertreter und Wortführer der französischen Kolonie, die einst von den ihres Glaubens wegen verfolgten und ausgewanderten Franzosen unter dem Schutze des großen Kurfürsten gegründet ward. Dieser Mann hatte den Mut, dem Kaiser Napoleon, der ihn mit einer Anrede beehrte, zu erwidern:

„Sire, ich wäre nicht wert des Kleides, das ich trage, noch des Königs, dem ich diene, wenn ich nicht den tiefsten Schmerz empfände, Eure Majestät an dieser Stelle sehen zu müssen!"

Als der Geistliche noch einmal bei anderer Gelegenheit mit dem Kaiser zusammentraf und dieser sich, wie in seinen Bulletins, so auch in der mündlichen Rede mit Schmähungen und Verdächtigungen gegen die Königin Luise ergoß, rief Erman furchtlos aus, so oft der Kaiser eine Lüge wiederholte: „Das ist nicht wahr, Sire!" Endlich fiel er dem Verleumder sogar in den Arm und rief: „Es ist nicht wahr, Sire! Ich bitte Sie flehentlich, seien Sie gerecht!"

Der französische Imperator hat sich diese öffentliche Lügenstrafung gefallen lassen. Der kühne Mannesmut des Geistlichen hat ihm offenbar mehr Achtung eingeflößt, als

die feige Kriecherei anderer hochgestellter Berliner, welche die Schuld an dem Kriege auf ihre wehrlose Königin abzuwälzen suchten.

Königin Luise und Napoleon Bonaparte.

Die drei kriegführenden Monarchen, Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm von Preußen und Napoleon, verhandelten noch in Tilsit, als die Königin Luise, von Memel kommend, dort eintraf und auch nach ihrer Weise mit in die Friedensverhandlung eingriff, um von Napoleon mildere Bedingungen für Preußen zu erlangen. Von dieser Begegnung der edlen Königin mit dem gewaltigen Franzosenkaiser erhalten wir ein anschauliches Bild durch einen Brief, den ein Vaterbruder des großen eisernen Kanzlers, Rittmeister Friedrich von Bismarck, damals von Tilsit aus an die Eltern Otto von Bismarcks in Schönhausen richtete. Der Brief, der im Archiv der Familie von Bismarck aufbewahrt wird, ist vom Juli 1807 datiert; es heißt darin:

„Den 24. Juni ward der Waffenstillstand abgeschlossen. Den 25. sahen sich beide Kaiser auf einem dazu eingerichteten Schiffe mitten auf der Memel. Napoleon wurde ohne alle Umstände von Alexander anerkannt. Den 26. hatte unser König eine gleiche Zusammenkunft mit Napoleon. Die Stadt Tilsit ward nun in drei Teile geteilt, für Franzosen, Russen und Preußen.

„Die beiden Kaiser nahmen ihr Quartier in Tilsit. Der König blieb in seinem Quartier Picktupöhnen, ritt alle Nachmittage um vier Uhr nach Tilsit, trat in dem für ihn be-

stimmten Quartier ab und begab sich dann zum Kaiser Alexander, von einem Offizier und vierundzwanzig Gemeinen begleitet. Hier fand sich dann Napoleon in einem großen Pomp mit vier vorreitenden Marschällen und seiner Chasseursgarde ein. Dann kamen die hohen Herrschaften herunter, zuerst Napoleon, setzten sich zu Pferde, besahen französische Truppen, die Napoleon musterte oder manövrieren ließ. Napoleon ritt dabei in der Mitte, ihm zur Rechten Alexander, zur Linken der König. Napoleon sprach gewöhnlich mit Alexander, mit dem König nur wenig, er behandelte ihn überhaupt nur ganz kalt. Friedrich Wilhelm III.

„Napoleon saß auf einem kleinen Araber, von einem sehr schönen Leibmamelucken begleitet. Er war immer eine halbe Pferdelänge voraus. —

„Um sieben Uhr wurde stets bei Napoleon gespeist, wozu außer den beiden Monarchen nur noch Konstantin und Herzog Jochen hinzugezogen wurden. Gewöhnlich um elf Uhr abends ließ sich unser guter und höchst unglücklicher König wieder über den Fluß setzen und ritt einsam in der Nacht, nur von Kleist und Jagow begleitet, nach Picktupöhnen zurück. Ach, in was für einer Stimmung, mit was für Gefühlen mag dies geschehen sein!

„Er war äußerst niedergeschlagen und betrübt.

„Wie konnte es anders sein, da die Kränkungen gar nicht aufhörten! Wenn er zurückritt und in Picktupöhnen ankam, hatte er noch den Kummer, die Klagen der Landleute zu hören und die unerhörten von den Russen verursachten Verwüstungen zu sehen. Jedem rechtschaffenen Preußen muß das Herz bluten über das Unglück und Elend,

Friedrich Wilhelm III.

welches des Königs Armee und das ganze geplagte Land betrifft.

„Nach einigen Tagen kam die Königin in Picktupöhnen an. Man sagte, Napoleon hätte ihr seine Aufwartung in Memel machen wollen. Der französische Kaiser schickte sogleich ins preußische Hauptquartier und erkundigte sich, ob Ihre Majestät wohl die Einladung nach Tilsit annehmen würde. Die Königin nahm an und fuhr in Begleitung der Gräfin Voß und Gräfin Tauentzien um fünf Uhr nach Tilsit, von dreißig Garde du Korps eskortiert. Daß diese Reise unter Tränen und den bittersten Gefühlen gemacht wurde, wirst Du selbst hinzusetzen.

„Der König war schon vorausgeritten. An der Memel empfing der Marschall Bessières, Kommandeur der französischen Garden, die Königin und meldete sich bei ihr zur Aufwartung.

„Eine Ehrenwache begleitete sie, das Militär paradierte. Ueberhaupt ward sie mit den möglichsten Honneurs und der allergrößten Hochachtung empfangen. Außerdem huldigten alle Herzen der betrübten Schönheit, den Grazien und — dem Unglück! Sie war ein wenig echauffiert und sehr, sehr schön! Alle Hüte waren herunter, alle Herzen flogen ihr entgegen. Die Ausrufe der Franzosen nahmen kein Ende:

„Voilà la belle reine de Prusse! Oh mon Dieu, qu'elle est belle! qu'elle a de graces!"

„Es liegt ein unwiderstehlicher Zauber in der Betrübnis eines schönen Weibes. — So fuhr die Königin durch die Stadt und trat im Quartier des Königs ab. Hier empfing sie der russische Kaiser, half ihr aus dem Wagen

und führte sie hinauf. Bald darauf kam ein Oberkammerherr des französischen Kaisers, um die Königin zu begrüßen und für seinen Herrn die Erlaubnis zu erbitten, ihr aufwarten zu dürfen. Er kam auch bald in seinem ganzen Pomp angeritten, obwohl er nur einen schlichten, dunkelgrünen Rock, weiße Unterkleider, schwarzen Hut und das kleine Kreuz der Ehrenlegion trug. Er unterhielt sich mit ihr über eine halbe Stunde und soll von ihrer Person wie von der Unterhaltung ganz bezaubert gewesen sein. Wenigstens versicherte die Umgebung, daß noch keine Dame einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Dies glaube ich gern, denn eine solche wird er wohl noch nicht gesehen haben.

„Um sieben Uhr fuhr die Königin zur Tafel bei Napoleon. Er kam ihr bis auf die Straße entgegen, hob sie aus dem Wagen, führte sie hinauf und behandelte sie mit der größten Ehrerbietung. Die Tischgesellschaft bestand bloß aus den Obengenannten. Marschälle mußten stehend vorschneiden. Die Königin saß zwischen den beiden mächtigsten Herren der Welt, aber leider nicht zu ihrem Glück und ihrer Freude. Auch werden ihr die köstlichsten Speisen schlecht geschmeckt haben, wenn sie davon gegessen hat. Trotz ihrer Anstrengung will man doch zuweilen den inneren Kummer bemerkt haben, und wie sie genötigt gewesen, eine Träne im Auge zu zerdrücken.

„Ueber Tafel ruft der Kaiser den Marschall Berthier, schickt ihn ins Nebenzimmer zu der Gräfin Tauentzien und läßt ihr sagen, daß er eben einen Kurier abgesandt hätte, um ihrem Vater die Freiheit anzukünden.

Friedrich Wilhelm III.

„Trotz aller dieser Höflichkeiten ist das Ende der Geschichte ganz schlecht für uns. Man sagt mit Gewißheit, der Friede sei abgeschlossen, obgleich noch nichts bekannt ist. Soviel ist gewiß, daß den letzten Tag, wo die hohen Herrschaften in Tilsit waren, zwischen den beiden Kaisern ein gewisses Zeremoniell stattgefunden hat, indem beide Garden gegeneinander paradierten. Napoleon hatte den russischen Orden und Alexander den französischen um! Ersterer hing dem Flügelmann der russischen Garde das Kreuz der Ehrenlegion um; letzterer, um sich zu revanchieren, riß einem seiner Grenadiere die Medaille aus dem Knopfloch, die er vielleicht mit seinem Blute im Kampfe gegen die Franzosen erworben hatte, und gab sie einem französischen Grenadier. Beide Kaiser umarmten sich! Unser König war nicht in Tilsit, um sich diese Kränkung zu ersparen. Man sagt, der Friede sei an diesem Tage von den beiden Kaisern ratifiziert worden. Von den Preußen nahm man keine Notiz, und soll der Friede mit uns noch nicht unterzeichnet sein. Man erwartet aber die Ratifikation zu jeder Stunde. Alexander reiste nach der Zeremonie gleich ab, ward von Napoleon bis an die Memel begleitet, wo sie einen zärtlichen Abschied nahmen, sich noch, wie das Schiff schon auf dem Flusse fuhr, mit den Händen zuwinkten, und Napoleon sich Tränen aus den Augen gewischt haben soll. Was mögen das für welche gewesen sein!

„Der französische Kaiser reiste den andern Tag von Tilsit ab, wie auch unser königliches Paar nach dem Abschluß des Friedens von Picktupöhnen in der größten Betrübnis nach Memel ging. Napoleon nimmt seine Tour

über Königsberg und Berlin nach Dresden, wo er, wie man sagt, seinen Bruder Hieronymus mit der sächsischen Prinzeß vermählen will. — Nach dem, was wohl unterrichtete Leute von den Friedensbedingungen wissen wollen, und woran leider nicht mehr zu zweifeln ist, verlieren wir ganz Neu-Ostpreußen, Südpreußen und einen Teil von Westpreußen. Dieses erhält nebst Kottbus und Peitz der König von Sachsen. Auf der anderen Seite, das härteste von allem, bildet die Elbe die Grenze. Verloren ist Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Münster, Ostfriesland, diese so reichen, zum Handel so wohl gelegenen Provinzen, und ach, unser Vaterland, die gute Altmark! Es ist schrecklich und ganz niederdrückend! Zerrissen der preußische Staat, gekränkt, gedemütigt alles, was preußisch heißt; gesunken der preußische Ruhm, sonst der Stolz von ganz Europa! Nichts bleibt übrig als der leidige Trost einer besseren Zukunft und mit König Franz I. auszurufen: „Alles ist verloren, nur unsere Ehre nicht." — Damals rief dies ein französischer König aus, indem er durch die deutschen Völker alles verloren hatte. Ach, wie ändern sich die Zeiten!"

Friedrich Wilhelm III.

Vergeblich hatte sich die edle Königin Luise vor dem stolzen Eroberer, dem Schmäher ihrer Frauenehre, gedemütigt. Es wurde keine Milderung des erdrückenden Friedensvertrages erreicht; selbst das wertvolle Magdeburg, um das die Königin den Korsen bei einer weiteren Zusammenkunft besonders gebeten hatte, wurde dem unglücklichen Staate nicht gerettet. Und doch hat die Begegnung mit der reinen und hoheitsvollen Preußenkönigin auf Napoleon Bonaparte einen vielleicht noch tieferen Eindruck gemacht,

Friedrich Wilhelm III.

als in jenem Briefe Bismarcks geschildert wird. Er hat sie sein Leben lang nicht vergessen. Während seiner Verbannung auf St. Helena erzählte der entthronte Kaiser noch gern von jenen Tagen in Tilsit und von der Königin Luise.

„Das war eine Frau voll Geist und Verstand," äußerte er. „Sie unterbrach mich oft. Eines Tages quälte, flehte, beschwor sie mich, Magdeburg wenigstens herauszugeben. Die Situation war für mich äußerst peinlich geworden, und ich weiß nicht, ob ich die Kraft gehabt hätte, den schmeichlerischen Bitten der schönen Frau, die mit brennenden Wangen und glühenden Augen flehend vor mir stand, zu widerstehen: Da trat zu meinem Glück der König Friedrich Wilhelm ins Zimmer. Der Königin war dies gar nicht recht, sie wurde verstimmt. Der König versuchte es in der Tat, sich in seiner linkischen Art in die Unterhaltung zu drängen — er verdarb seiner Gemahlin alles, und ich war gerettet."

Durch die Blume.

Im Jahre 1807 am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, trat Iffland, der seit 1796 Direktor des königlichen Schauspiels in Berlin war, in seiner Rolle mit einem frischen Blumenstrauße vor der Brust auf, den die Bedeutung des Tages zu einem festlichen weihte. Die Zuschauer verstanden leicht die Deutung der Blumen, begrüßten ihren Liebling mit nicht endendem Beifallssturm und protestierten energisch gegen das Niederlassen des Vorhanges. Der französische Gouverneur von Berlin, das zu der Zeit noch vom Feinde besetzt war, verurteilte den patriotischen Theater-

direktor zu zweitägiger Haft. Als Iffland nach verbüßter Strafe als »Mordfuß« im »Vater von Ungefähr« wieder auftrat, entschuldigte er sich bei dem Publikum mit den Worten: „Nehmen Sie es nicht übel, ich habe nicht eher kommen können." — Als aber das Königspaar nach seiner Rückkehr in die Residenz das Theater zum erstenmal wieder besuchte, wurde Iffland während eines Zwischenaktes in die königliche Loge befohlen, und die Königin Luise reichte ihm vor den Augen des Publikums die Hand zum Kusse: „zum Dank dafür, daß er ihren verbotenen Geburtstag wenigstens durch die Blumen gefeiert habe." Der König aber schmückte bald darauf die Brust des großen Schauspielers, an der jener Blumenstrauß gesteckt hatte, mit dem Roten Adlerorden, dem ersten, den in Preußen ein dramatischer Künstler erhielt.

Friedrich Wilhelm III.

Kornblumen.

Bei Gelegenheit eines Hoffestes während der Invasion der Franzosen, wo die Königin und deren Hofdamen Kornblumen im Haar trugen, hatte sich ein französischer General über die Einfachheit dieses Schmuckes mißbilligend geäußert. Die Königin wandte sich an ihn und sagte: „O mein Herr, seit die Franzosen unsere Felder verwüstet haben, sind Feldblumen eine kostbare Seltenheit geworden." Vielleicht erbte Kaiser Wilhelm I. diese Vorliebe für Kornblumen von seiner Mutter.

Der große Unbekannte.

Friedrich Wilhelm III.

Im Juni 1810 kam Alexander I. zum Besuche Friedrich Wilhelms III. nach Memel und wurde dort so festlich, wie damals möglich, empfangen. Während die Monarchen eines Tages am Hafen spazieren gingen, ging ein Kapitän vorbei, der mit einem russischen Orden geschmückt war. Als der russische Kaiser diesen fragte, wo er den Orden erhalten habe, sagte der Kapitän kurz angebunden: „Herr, was haben Sie für ein Recht, mich hier auf der Straße danach zu fragen? Von den Gnadenbeweisen des Kaisers spricht man nicht auf der Straße gegen Unbekannte.“ Friedrich Wilhelm III. nahm jetzt aber Anlaß, zu sagen, daß dieser Unbekannte der Kaiser von Rußland sei, worauf der Kapitän kniefällig um Verzeihung bat. Der Kaiser beruhigte ihn bald und sagte: „Wissen Sie wohl, wer dieser Herr ist? Es ist Seine Majestät der König von Preußen.“ Das schien aber dem guten Kapitän gar zu toll. Er stand auf, setzte seine Mütze wieder auf und meinte: „Der eine will ein Kaiser, der andere ein König sein, und das hier in Memel mitten im Frieden? Bindet das einem anderen auf die Nase; so schnell streiche ich die Segel nicht.“ Die beiden Herrscher amüsierten sich darüber in hohem Maße; die Lage des Kapitäns aber kann man sich lebhaft vorstellen, als er des anderen Tages durch einen Adjutanten des Kaisers zur Tafel befohlen wurde.

König und Mensch.

Am 19. Juli 1810 starb die edle Königin Luise. Wie tief der König den Verlust fühlte, geht aus folgender Geschichte hervor: Friedrich Wilhelm III.

Als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1810 nach dem Tode der Königin Luise nach Schlesien gereist war, traf dort die Nachricht ein, daß der in dem Herzogtum Warschau auf das Privatvermögen preußischer Untertanen gelegte Sequester aufgehoben sei.

Einige schlesische Deputierte nahmen Gelegenheit, dem Könige zu diesem Ereignisse Glück zu wünschen.

„Ja," versetzte der Monarch, „als König freue ich mich noch wohl, wenn es meinen Untertanen gut geht; als Mensch kann ich mich nicht mehr freuen."

„Wehrlos — Ehrlos!"

Bei der Bildung der Landwehr zum großen Freiheitskampfe hatte die vorgesetzte Behörde die kräftige Inschrift: Wehrlos — Ehrlos! für die Mützen der Landwehrmänner in Vorschlag gebracht. Als sie dem Könige Friedrich Wilhelm III. zur Genehmigung vorgelegt wurde, antwortete er auf der Stelle: „Diese Inschrift ist zu weit, sagt zu viel und ist zu unbillig. Wie viele tüchtige, wackere Männer gibt es im Lande, denen ihr Alter, Beruf, Krankheit, ihre Familienverhältnisse nicht gestatten, die Waffen zu führen und unmittelbar an dem Kampfe teilzunehmen, die aber zu Hause dennoch durch ihren Einfluß vielfach der guten Sache nütz-

Friedrich Wilhelm III.

lich werden können; solche kann man doch nicht ehrlos nennen! Nein, die Inschrift soll heißen: „Mit Gott für König und Vaterland!“

Das eiserne Kreuz.

Eines Tages fuhr des Weges von Dresden nach Potsdam ein vornehmer Herr. Er hatte Extrapost und wollte eilig weiter.

Aber der Weg war schlecht und der Postillion konnte nicht so schnell vorwärts.

„Fahr zu!“ rief der Reisende.

„Der Weg ist zu schlecht. Ich kann nicht rascher fahren,“ antwortete der Postillion.

„Laß deine Pferde laufen! Oder ich gebe dir die Peitsche, die du an ihnen schonst!“

Der Postillion wandte sich, ohne etwas zu erwidern, auf dem Bock um, schlug seinen Mantel zurück, blickte den Herrn an und zeigte ihm das eiserne Kreuz, das er trug.

Da wurde der Reisende still und sprach nicht mehr von der Peitsche.

Nach einiger Zeit kam die Geschichte zu den Ohren des Königs. „Brav!“ rief er. „Brav! So habe ich's gewollt! Im Menschen soll jeder den Menschen sehen und inne werden, daß er ihn achten und ehren muß! Das eiserne Kreuz, das dem Stande nach der geringste haben kann — ein Zuchtmeister zur Ehre und Achtung des Vornehmen vor dem Niederen!“

Herzensgüte.

Friedrich Wilhelm III.

Im Frühjahr, wo der König das Avancement in der Armee, die Entlassung und Pensionierung der Offiziere zu bestimmen pflegte, wurde unter andern auch ein Regimentskommandeur mit der gesetzlichen Pension in den Ruhestand versetzt und zum Beweise, daß der König nichts gegen seine Person habe, wurde ihm der Rote Adlerorden dritter Klasse verliehen. Der Offizier, dem dies ganz unerwartet kam, und der rüstig und kräftig noch lange dienen zu können glaubte und auch wünschte, war über diese Entlassung sehr ungehalten, und in seinem Unmute schrieb er an den König, daß er sich die Pensionierung gefallen lassen müsse, selbst wenn er noch dienstfähig sei. Wohl wisse er, daß er alles über sich ergehen lassen müsse, was der Landesherr verfüge. Ihm aber dabei auch noch einen Orden zu schicken, das sei eine Verhöhnung, das könne und werde er nicht dulden; er sende daher den Orden wieder zurück.

Der König hatte diesen unangenehmen, im Gefühle gekränkter Ehre geschriebenen Brief selbst erbrochen und gelesen und den verschmähten Orden im Schreiben gefunden; aber die Vorstellung, gleich den übrigen Eingaben, zum Vortrage am nächsten Morgen abgegeben. Der Oberst von Witzleben findet unter den übrigen Militärsachen auch diese fatale Beschwerde und ist in äußerster Verlegenheit, wie er den Vortrag halten soll. Mit seinem Freunde, dem ihm nahestehenden Geheimen Kabinettsrate Albrecht, nimmt er Rücksprache. Doch auch dieser fürchtet den Zorn des Königs und rät, dessen Bestimmung abzuwarten. Als die Vor-

stellung an die Reihe kommt, beginnt Witzleben: „Hier ist eine unangenehme Sache, die Eingabe des Oberstleutnant S.“ — „Ach die,“ sagt der König, „ja, die hat mich nicht wenig geärgert; aber lesen Sie mir den ganzen Brief doch noch einmal vor.“ Witzleben muß sich diesem unangenehmen Geschäft unterziehen, schweigt aber, als er damit fertig ist. „Ich kann mir das durchaus nicht erklären,“ meint der König, „der Oberstleutnant hat sich bisher immer als ein rechter Ehrenmann gezeigt. Wie kommt denn der mit einemmale zu solchem Schritte, ein Zeichen meiner Achtung zu verschmähen? Dahinter steckt was anderes. Entweder ist der Mann krank, oder ihn drückt ein heimlicher Kummer, mit dem er nicht frei hervortritt. Wissen Sie was; Sie kennen ja den Präsidenten v. L., der mit dem Oberstleutnant an einem Orte wohnt. Wenn Sie doch privatim, als wenn der Auftrag nicht von mir käme, an den schrieben und sich umgehend anzeigen ließen, ob er über die Zustände des Mannes nichts Näheres anzugeben wisse.“

Nach einigen Tagen schon erkundigte sich der König, ob Witzleben noch keine Antwort von dem Präsidenten habe. Endlich geht dieselbe ein, und Witzleben meldet es dem Könige. „Nun bin ich doch begierig: Wenn der Brief nicht etwa Heimlichkeiten enthält, so zeigen Sie einmal her.“ — In dem Briefe wurde geschrieben, seit der offiziellen Anzeige von seiner Verabschiedung sei der Oberstleutnant ein ganz anderer Mensch geworden und fast tiefsinnig. Und zwar sei der Grund nicht sowohl in dem gekränkten Ehrgefühl zu suchen, als in der dadurch verursachten Vereitelung eines Lieblingswunsches. Seine Tochter sei mit einem Leut-

nant verlobt, und er habe bestimmt gehofft, jetzt in eine höhere Charge und damit in ein größeres Gehalt zu kommen, um diese geliebte Tochter aussteuern und glücklich machen zu können. Damit sei es nun vorbei und sein ganzes Familienglück zerstört. „Sehen Sie? Sehen Sie?" rief der König mit Heftigkeit, als er soweit gelesen hatte, „hab' ich's nicht gesagt, daß den Mann ein geheimer Kummer drücken müsse? Ich kenne meine Leute! Nun denn, jetzt muß dem Manne geschrieben werden, daß er aus den und den Gründen in der Armee nicht ferner belassen werden könne, ihm also ein Unrecht nicht geschehen sei. Uebrigens, da ich in Erfahrung gebracht, daß er seine Tochter verheiraten wolle, so schicke ich ihm 300 Friedrichsd'or zur Aussteuer, wolle auch seinem Schwiegersohne, bis er seine Kompagnie bekäme, die nötige Zulage jährlich aus meiner Tasche geben." — „Und wie," fragt Witzleben nach einer Pause, „befehlen Ew. Majestät, daß es mit dem Orden gehalten werden soll?" — „Nun," meinte der König lächelnd, „legen Sie ihn nur ohne weiteres wieder bei; ich denke, er wird ihn nun wohl behalten!"

Vergeben — vergessen.

Der König hatte von seiner an den Großfürsten, späteren Kaiser Nikolaus I. von Rußland, verheirateten Tochter Charlotte eine seltene Blume geschenkt erhalten, die im Schloßgarten auf der Pfaueninsel bei Potsdam äußerst sorgfältig gepflegt und gehütet wurde. So oft der König auf die Insel kam, erkundigte er sich nach der Blume, indem

er den Gärtner fragte: „Was macht meine liebe Charlotte?"

Eines Sommersonntags, als die Blume in schönster Blüte prangte, wurde sie von einem der vielen Besucher des lieblichen Haveleilandes, einem jungen Manne, bemerkt, und da sie sein besonderes Wohlgefallen erregte und der Gärtner, der sie sonst an solchen Tagen stets im Auge zu haben pflegte, gerade nicht zugegen war, pflückte er sie ab, steckte sie ins Knopfloch und ging davon. Der zurückkehrende Gärtner erschrak auf das heftigste, als er des Königs Liebling vermißte. Er durcheilte sofort die Insel, um den Frevler zu suchen, den er auch bald mit der Blume im Knopfloch entdeckte. Unter bittersten Vorwürfen führte er ihn in sein Haus, um Namen und Wohnung festzustellen, damit er zur Rechenschaft gezogen werden könne.

Als nach einigen Tagen der König wieder die Pfaueninsel besuchte, fragte er wie gewöhnlich: „Was macht meine liebe Charlotte?"

Mit Tränen in den Augen berichtete der Gärtner den Raub der Blume. Der König sprach sein tiefes Bedauern darüber aus, daß ihm verdorben, woran er so große Freude gehabt. Als ihm aber der Gärtner sagte, daß er den Frevler entdeckt und seinen Namen festgestellt habe, wehrte der König rasch mit den Worten ab: „Keinen Namen nennen! — Will ihn nicht wissen, hat's vielleicht achtlos getan, ohne zu bedenken, welch' Unrecht er begeht. — Wenn der Mann sich später 'mal mit einer Bitte an mich wendete, und ich wüßte den Namen — so könnte ich ihn vielleicht abweisen. — Vergeben — vergessen!"

Die verdächtigen Waden.

Als Friedrich Wilhelm III. von Preußen sich in Rom befand, machte der berühmte Verfasser der »Römischen Geschichte«, Niebuhr, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhle, den Führer des Königs. Obgleich mehr Stubengelehrter als Höfling, ließ er es sich doch nicht nehmen, bei solcher Gelegenheit in Hoftracht als Wadenstrümpfler zu erscheinen. Der Gesandte mochte in dieser Tracht eine drollige Erscheinung sein und erregte durch die Spindeldürrheit seiner unteren Extremitäten die Heiterkeit der Begleiter des Königs. Auch diesem lockte Niebuhrs Aussehen ein Lächeln ab; da er jedoch nicht wünschte, daß der verdiente Gelehrte sich ferner dem Gespötte aussetzte, sagte er zu dessen Frau: Friedrich Wilhelm III.

„Aber veranlassen Sie doch Ihren Gemahl, ein anderes Kostüm anzulegen, mit diesen seidenen Strümpfen und kurzen Hosen kann er sich ja erkälten."

Frau Niebuhr aber erwiderte hierauf: „Ach, wenn Majestät nur wüßten, was er noch alles darunter an hat!"

„So?" lachte der König; „aber das ist ja beinahe unmöglich!"

Nach Rom fahren.

Für eine Reise nach Italien ließ sich Friedrich Wilhelm III. einmal einen neuen Reisewagen machen. Als der Berliner Fabrikant den Wagen nach Charlottenburg brachte und der König ihn besah, sagte er: „Die Hauptsache ist dabei die, ob der Wagen neben der Bequemlichkeit auch

fest und dauerhaft ist?" — „In diesem Wagen," antwortete der Erbauer, „können Ew. Majestät ruhig nach Rom fahren, und kein Nagel wird sich rücken."

Der König fuhr von Charlottenburg nach Berlin zur Probe in diesem neuen Wagen, und schon Unter den Linden, gerade dem bekannten Hotel de Rome gegenüber, brach die Vorderachse. Der König stieg ruhig aus und sagte: „Der Mann hat Wort gehalten, bis zur »Stadt Rom« bin ich damit gekommen."

Massenbach.

Der König hatte im Jahre 1828 das Unglück, den Fuß zu brechen, und war infolge dessen längere Zeit ans Krankenbett gefesselt. Um dieselbe Zeit verbüßte ein Oberst von Massenbach eine längere Festungsstrafe wegen seiner schriftlichen Angriffe auf den König. Eines Morgens erhielt der Kriegsminister plötzlich die Meldung von dem Kommandanten der Festung, daß Massenbach infolge einer bei ihm eingegangenen Kabinettsordre auf freien Fuß gesetzt und bereits nach seinen Gütern abgereist sei. Der Kriegsminister wußte nichts hiervon; er war sehr erstaunt und vermutete eine gefälschte Ordre. Er eilte sofort zum König und erzählte ihm den Fall. Friedrich Wilhelm, noch bettlägerig, lächelt und sagt: „Es hat seine Richtigkeit so. Vor einigen Tagen lag ich hier des Nachts und konnte vor Schmerzen nicht schlafen. Da dachte ich: wer mag dir wohl im Leben am feindlichsten begegnet sein, dich am bittersten gekränkt haben? Dem möchtest du wohl vergeben und ihm eine

Freude machen! — Massenbach fiel mir ein, und ich befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen." Friedrich Wilhelm III.

Ein Weihnachtsbuch.

Der König hatte unter seinen Generälen einen — Herrn von Malachowsky — den er seiner hohen militärischen Begabung, seiner geselligen Talente und äußerst liebenswürdigen Persönlichkeit wegen hoch schätzte.

Eine Schwäche jedoch besaß der General, deren Folgen der König schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auszugleichen — er wußte niemals seine Ausgaben und Einnahmen ins richtige Gleichgewicht zu bringen, natürlich — zu ungunsten der ersteren.

Als es dem König einmal wieder zu Ohren gekommen, daß sein Liebling, wie schon öfters, stark verschuldet sei, ließ er demselben an dem bald darauffolgenden Weihnachtsabende eine beträchtliche Anzahl von Staatsschuldscheinen, sauber in ein Büchlein zusammengebunden, als Weihnachtsgabe übersenden.

„Nun, mein lieber Malachowsky," sagte beim nächsten Wiedersehen der König, noch ehe der General Zeit zum Dank gehabt hatte, „wie hat Ihnen denn das neu herausgekommene Buch gefallen, das ich Ihnen geschenkt habe?"

„Ausgezeichnet gut, Majestät," entgegnete der General ohne Zögern. „So gut, daß ich hoffe, das schöne Werkchen wird noch eine zweite, womöglich vermehrte und verbesserte Auflage erleben."

Der König lachte.

Friedrich Wilhelm III.

Wieder war es Weihnachtsabend geworden, und wieder erhielt General von Malachowsky vom Könige ein Angebinde übersandt — dasselbe Büchlein mit noch bedeutenderem Inhalt.

Auf dem Titelblatt aber stand von des Königs Hand geschrieben:

„Zweite, vermehrte und verbesserte — aber auch letzte Auflage.“

„Adjutant, weiter schimpfen!“

Einst begegnet dem mit seinem Adjutanten in den Straßen Berlins gehenden Könige Friedrich Wilhelm III. ein Kadett zu einer Zeit, wo in der Regel kein Urlaub erteilt wird; in der Tat hat derselbe kein gutes Gewissen und tritt, da er weiß, daß der König über solche kleine Uebertretung der Kadetten sehr ungehalten werden kann, rasch in einen Torweg. Friedrich Wilhelm III. aber hat ihn bemerkt, folgt ihm nach, findet ihn in der Toreinfahrt, überzeugt sich durch wenige Fragen, daß er wirklich ohne Urlaub in den Straßen bummelt, und putzt ihn ganz gehörig herunter. Nach einer Weile hält er inne und kehrt sich halb ab; der geängstigte Kadett denkt, die Sache ist zu Ende, aber der König wendet sich an den Adjutanten mit den befehlenden Worten: „Adjutant, weiter schimpfen“, und überläßt diesem, indem er selbst langsam vorausgeht, den Schluß der Strafpredigt.

„Ick bin immer derjenigte, welcher —"

Im »Fest der Handwerker«, der bekannten Posse Angelys, kommt eine Stelle vor, wo sich ein Geselle beim Meister wegen seines Zuspätkommens mit den Worten entschuldigt: „Herr Meester, darum keene Feindschaft nich!" und worauf der Meister gemütlich antwortet: „Det weeßte du wohl besser, ick bin immer derjenigte, welcher!" — In der Zeit, als diese Posse in Berlin Tag für Tag gegeben wurde, erschien der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz einige Minuten zu spät zu einem Familiendiner im Palais seines Vaters. Zuspätkommen war etwas, was Friedrich Wilhelm III. absolut nicht leiden konnte. Friedrich Wilhelm III.

Der Kronprinz erschrak deshalb bei seinem Eintreten, als er alle schon an der Tafel sah, faßte sich aber schnell, ging auf den König zu, reichte ihm in ehrerbietiger Stellung mit den treuherzigen Worten die Hand: „Herr Meester, darum keene Feindschaft nich!" Und der Vater drückte die Hand des Sohnes, den Scherz erwidernd: „Det weeßte du wohl besser, Fritz, ick bin immer derjenigte, welcher!"

Herr und Diener.

In der letzten Krankheit des Königs brachte diesem sein alter treuer Kammerdiener Bärbaum, den es sehr betrübte, daß sein Herr nichts zu sich nehmen wollte, eines Morgens Kaffee und einen Zwieback dabei. Der König nahm den Kaffee, aber den Zwieback nicht.

„Aber Ew. Majestät sollten doch den Zwieback essen," wagte der treue Diener einzuwenden. — „Ich kann es nicht." — „Aber Schönlein hat es gesagt, es sei nötig, daß Ew. Majestät essen." — „Ich kann nicht," sagte der König in einem etwas rauhen Tone.

Der alte Mann ging weinend hinaus. Bald darauf trat die Fürstin von Liegnitz ein. „Tue mir den Gefallen, Auguste," sagte Friedrich Wilhelm zu ihr, „iß den Zwieback dort; wenn dann Bärbaum wieder hereinkommt, so glaubt er, daß ich den Zwieback gegessen habe, und das wird ihn freuen."

Friedrich Wilhelm IV.

(1840—1861)

Der größte Baumeister.

Zur Zeit des Wiener Kongresses im Jahre 1815 befand sich der Kronprinz von Preußen mit seinem königlichen Vater in der Kaiserstadt an der blauen Donau. Eines Tages belustigte sich die ganze hohe Gesellschaft mit dem Auflösen von Rätseln.

Es ging die Reihe herum.

Der etwas beschränkte Kaiser Franz konnte kein Rätsel aufgeben. „Mir fällt holt nix ein," sagte er.

Als der preußische Kronprinz an die Reihe kam, fragte er: „Wer ist der größte jetzt lebende Baumeister?"

Niemand konnte das Rätsel lösen; man riet hin und her, traf aber nicht das Richtige.

Friedrich Wilhelm IV.

Ungeduldig rief König Friedrich Wilhelm III.: „Endlich sagen!" —

„Papa, es ist unser allergnädigster Kaiser Franz!"

„Warum denn, wieso?" rief man von allen Seiten.

„Nun, Sr. Majestät fällt holt nix ein!"

Der Kaiser machte ein schiefes Gesicht, und der Kronprinz erhielt drei Tage Stubenarrest.

Meines Vaters Soldaten.

Bei einer Parade standen die Garderegimenter wie die Bildsäulen, waren aber in ihrem Anzuge zu steif, um andere Bewegungen machen zu können, als für die Parade erforderlich. Als nun einige Offiziere in der Umgebung des Kronprinzen die Haltung der Truppen rühmten, ließ dieser neben einem Flügelmann ein Goldstück fallen und befahl dem Gardisten, es aufzuheben. Der Soldat war außerstande, sich zu bücken. „Sehen Sie," sagte der Kronprinz, „das sind meines Vaters Soldaten." Sprach's und kriegte Stubenarrest.

Kleewitz oder Heuschreck.

Bei einer Hofgesellschaft sollte jeder Anwesende ein Rätsel aufgeben. Der Minister von Kleewitz kam an die Reihe, entschuldigte sich jedoch, er wisse keins.

„Sagen Sie doch," rief der Kronprinz: „Mein Erstes

frißt das Vieh, das Zweite hab' ich nie, das Ganze ist eine Landplage! — Was ist das?"

Alles lachte, und der erbitterte Minister beschwerte sich beim Könige über die Kränkung. Der Kronprinz aber bestritt die Lösung „Kleewitz" und sagte, er habe „Heuschreck" gemeint.

Ein majestätischer Ochse.

Der Kronprinz unterhielt sich eines Tages mit der Tochter des Hofschlächtermeisters Kühne, deren komische Antworten ihm viel Spaß machten. Sie zeigte ihm einen soeben angekauften Ochsen und fragte: „Na, königliche Hoheit, is det nich en majestetscher Ochse?" — „Jawohl," antwortete der Kronprinz, „Ihre Familie hat sich ja immer durch große Ochsen ausgezeichnet."

Er meinte mir.

Als der Kronprinz eines Abends das Königstädtische Theater besuchte, führte ihn der Direktor Cerf während der Vorstellung herum und warnte ihn plötzlich: „Nehmen Sie sich in acht, königliche Hoheit, sie spucken manchmal vom Heuboden herunter!" Er begleitete ihn darauf zum Wagen und stieß im Diensteifer einen neugierigen Schusterjungen aus dem Wege, der ihn darauf „Ochse" titulierte. „Er meinte mir, königliche Hoheit," entschuldigte Cerf. „Das habe ich auch gar nicht anders aufgefaßt," erwiderte der Kronprinz lachend.

Strauß-Dompfaff.

Bei einer Anwesenheit in Iserlohn versäumte der Kronprinz es nicht, den alten Pastor Strauß an der Bauernkirche zu besuchen, dessen Sohn vom Könige zum Hof- und Domprediger ernannt worden war, und der dem Kronprinzen nahe stand. Bei der auf die leichteste Weise geführten Unterhaltung äußerte der freundliche Besucher: „O gewiß, Papa Strauß, mein Vater vermag viel. Er hat ja aus einem Strauß einen Dompfaffen gemacht." Friedrich Wilhelm IV.

Ein Aufschneider abgeführt.

Bei einem Festmahl in einer Stadt der Grafschaft Mark setzte man in die Nähe des damaligen Kronprinzen einen wortreichen alten Herrn, der die unglaublichsten Dinge erzählte. Der Kronprinz langweilte sich über den Aufschneider und seine Wortfülle und sagte endlich: „Das ist noch nichts." Glücklich, von dem hohen Tafelgenossen einer Erzählung gewürdigt zu werden, war der Angeredete nun ganz Ohr.

„Als wir im vorigen Sommer," sagte der Kronprinz, „in Erdmannsdorf waren, wurde uns plötzlich der Besuch von russischen Herrschaften angemeldet. So erfreut wie überrascht davon, nahmen wir uns vor, unseren Gästen die Stunden so angenehm wie möglich zu machen. Wir beschlossen eine Schlittenfahrt auf dem nahen See. Flugs war angespannt, und pfeilschnell ging es über die glatte

Fläche dahin. Als wir beinahe mitten auf dem See waren, krachte es fürchterlich — — —"

„Und, königliche Hoheit?"

„Wir ertranken alle."

Ok 'ne Drummel.

Als Kronprinz kam Friedrich Wilhelm IV. bei einer Inspektionsreise durch Pommern in das kleine Städtchen Zanow. Um ihn so feierlich wie möglich zu empfangen, begrüßte ihn die dortige Schützengilde mit einer Parade in ihrem eigenen Stile. Der Kronprinz, sichtlich erheitert durch eine derartige Vorstellung, fragte in seiner steten Liebenswürdigkeit den sich ihm präsentierenden Schützenkönig, ob er ihm nicht eben einen Wunsch erfüllen könne.

Nach kurzem Bedenken erbittet sich dieser eine neue Fahne für die Gilde. Der Kronprinz befiehlt sogleich dem diensttuenden Adjutanten: „Schreiben Sie auf — für die Stadt Zanow eine neue Fahne!" Ein dadurch ermutigter Nachbar des Schützenkönigs raunt diesem ins Ohr: „Segg em doch — ok 'ne Drummel!" Der Kronprinz, dies in demselben Augenblick hörend, ruft lächelnd seinem Begleiter zu: „Schreiben Sie doch: ok 'ne Drummel!"

Das Glück der wackeren Gilde war vollkommen, als bald darauf die Geschenke anlangten.

„Gut für den Marqueur!"

An einem Nachmittage der Badesaison des Jahres 1818 hatte sich in Baden-Baden eine Anzahl Männer um einen

Friedrich Wilhelm IV.

Spieltisch versammelt, alles beschäftigte sich nur mit den Karten, dem Gewinne oder dem Verlust. Da trat auch ein hoher, schöner, junger Mann, ganz einfach mit einem bis an den Hals zugeknöpften Militärrock bekleidet, an den Tisch, sah erst eine Weile zu und pointierte dann selbst, und zwar mit einem Taler. Die Blicke des Bankiers und seines Gehilfen wandten sich unzufrieden von dem Taler zu dem jungen Manne im einfachen Oberrocke hin, alle Anwesenden staunten über den Taler, denn man war hier gewöhnt, nur Goldstücke auf dem Tische zu sehen. Indes kam es dem Bankier zu, die beste Karte zu ziehen. Er tat es, gewann und warf den Taler mit verächtlicher Miene und den Worten: „Gut für den Marqueur!" unter den Tisch. Dem jungen Manne im einfachen Rocke rötete sich das Gesicht vor Zorn, indes mäßigte er sich und rief: „Va banque!" Alle Umstehenden staunten ihn an; es standen gegen 6000 Goldstücke auf dem Tische. Auch der Bankier veränderte die Farbe und fragte, was er im Falle des Gewinnes für eine Sicherheit habe? Der junge Mann richtete sich höher empor, knöpfte seinen Rock auf, zeigte den Stern des Schwarzen Adlerordens, den er auf der Brust trug, und sagte: „Ich bin der Kronprinz von Preußen!" Alle Anwesenden waren wie vom Donner gerührt; der Bankier wurde leichenblaß, zog — und verlor. Mit dem größten Gleichmute ergriff der junge Fürst die Kassette mit den 6000 Luisd'ors, warf sie mit den Worten: „Gut für den Marqueur!" unter den Tisch und verließ den Saal.

Schabbes.

Friedrich Wilhelm IV.

Der Kronprinz kam an einem Sonnabend in eine kleine Stadt, deren Bürger ihn festlich empfingen. Die jüdischen Einwohner hatten, wie er erfuhr, sich nicht beteiligt, sondern die Erklärung abgegeben, sie könnten heute an dem Empfange nicht teilnehmen, da sie Schabbes hätten.

Am Sonntag Vormittag erschien eine Deputation der jüdischen Einwohner, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Der Kronprinz nahm sie aber nicht an, indem er sagen ließ, heute habe er Schabbes.

Nicht groß genug.

Bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1840 war Friedrich Wilhelm IV. anfangs im Zweifel, wie er sich nennen sollte; es ward ihm vorgeschlagen, sich Friedrich der Dritte zu nennen, da er als Kronprinz Fritz gerufen worden sei. „Dazu bin ich nicht groß genug," war die Antwort des bescheidenen und geistreichen Herrschers.

Die Zensur betrogen.

Selbst die harmloseste Anzeige, z. B.: „Heute abend großes Blutwurstessen beim Gastwirt H. Müller" — mußte in der ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. der Zensur unterbreitet werden. In einem Hinterzimmer des alten Fürstenhauses saß der gestrenge Herr Zensor und

waltete seines Amtes. Sämtliche Inserate des Tages defilierten hier vor seinen Brillengläsern, und erst wenn er mit dem Stempel sein »vidi« auf die Anzeige gedruckt hatte, — was einen Silbergroschen kostete — durfte sie aufgenommen werden. Daß es trotzdem möglich war, die Wachsamkeit und Weisheit des Herrn Zensors zu täuschen, beweist folgender Fall. Rochus von Rochow, der Minister Friedrich Wilhelms IV., genoß die Gunst des Volkes nicht im mindesten. Als nun Herr von Rochow unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. seine Entlassung nahm, hatte der später als politischer »Flüchtling« in der Schweiz gestorbene Kriminalaktuarius Stein die geniale Idee, die Entlassung Rochows im Intelligenzblatt mitten unter den Schlafstellen- und Trödler-Inseraten zu veröffentlichen. Der Schelmenstreich gelang wirklich, und die Berliner lasen im Intelligenzblatt die folgende Annonce, welche der Zensor arglos hatte passieren lassen: „Meinen Hausdiener Rochow habe ich heute entlassen. Friedrich Wilhelm König.“ Friedrich Wilhelm IV.

„Mein Vater hat manchem Esel fortgeholfen.“

Als der König in schlichtem Zivilrocke in früher Morgenstunde unweit Sanssouci spazieren ging, bemerkte er von fern eine Frau, welche auf den vor ihren Milchwagen gespannten Esel eifrig losschlug. Er ging näher und fragte nach der Ursache ihrer Heftigkeit. Mit Tränen in den Augen antwortete die Frau: „Ach Gott, ich hab' so große Eile, und nun will der dumme Esel nicht fort. Bin ich nicht zur rechten Zeit in Potsdam, so verliere ich alle Kunden. Ich

Friedrich Wilhelm IV.

kenne aber seine Mucken schon. Wenn ich nur jemanden hätte, der den Esel von vorn bei den Ohren faßte, und ich prügle von hinten auf ihn ein, dann geht er schon." Der König faßte ganz ernsthaft den Esel bei den Ohren, die Frau half nach, der Esel kam in Trab, und die vergnügte Besitzerin dankte dem unbekannten Helfer freundlichst. Zu Hause erzählte der König seiner Gemahlin von seiner Dienstleistung. Die hohe Frau schien sein Verfahren nicht zu billigen und äußerte: „Als Kronprinz, lieber Fritz, ging das wohl; aber als König —"

„Liebes Kind," unterbrach er sie lächelnd, „mein seliger Vater hat manchem Esel fortgeholfen."

Silberblick oder Löffelgans?

In kleinerem Hofzirkel wurden zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. einst zur Unterhaltung allerlei gesellschaftliche Spiele gespielt, wie sie damals bei derlei Anlässen an der Tagesordnung waren. Unter anderen gewährte die Darstellung von Wörtern bezw. Sprichwörtern viel Vergnügen.

Einem blutjungen Offizier, der sich wohl noch mit etwas unsicheren Füßen auf dem glatten Boden des Hofparketts bewegte, wurde zur Lösung folgendes rätselhafte Bild gestellt:

Eine ältliche, dicke Hofdame (die der hochselige König in eigener Person recht oft mit seinen drolligen Neckereien beehrt oder — verfolgt haben soll), hatte sich zur Darstellung des Wortes „Silberblick" mit einem silbernen Löffel

bewaffnet, welchen sie unverwandt mit schwärmerischem Blick betrachtete. Friedrich Wilhelm IV.

Der zum Raten dieser Darstellung verurteilte Leutnant wurde vorgeführt und stand rat- und sprachlos mit verlegen bestürzter Miene dieser modernen Sphinx gegenüber. König Friedrich Wilhelm, der die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkte und nicht leicht die Gelegenheit zu einem Bonmot oder Scherz vorübergehen ließ, flüsterte demselben leise zu: „Sagen Sie Löffelgans!"

Und „Löffelgans!" tönt es sofort von den Lippen des jungen Kriegers.

Mit Weisheit und Verstand.

Die Gemahlin eines hochgestellten preußischen Beamten, eine geborene Jenisch aus Hamburg, war bei Hofe vorgestellt worden. Von einer ebenso geistreichen wie malitiösen hochgestellten Dame war sie bei dieser Gelegenheit in eben nicht sehr taktvoller Weise gefragt worden, womit ihr Herr Vater doch gehandelt habe, und hatte die hübsche Antwort erteilt: „Mit Weisheit und Verstand." Diese Worte hatte der König im Vorbeigehen gehört. Er verneigte sich sehr tief vor der geborenen Jenisch, reichte ihr seinen Arm und sagte: „Und die Tochter setzt das Geschäft mit Erfolg fort."

Bürgermeister-Reden.

Der König war kein großer Freund vom Anhören langer Reden, wenn es sich um den Empfang in einer

Friedrich Wilhelm IV.

Stadt handelte. So war er eines Tages bereits mehrere Stunden mit Extrapost gefahren und traf um die Mittagszeit vor dem Tore einer kleinen Stadt ziemlich ermüdet und hungrig ein. Hier wurde der König von den Honoratioren empfangen, und der Bürgermeister begann mit einer langatmigen Rede:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Als Hannibal vor den Toren Karthagos stand —“

„Hatte er wahrscheinlich eben solchen Hunger wie ich. Kommen Sie, lieber Bürgermeister, setzen Sie sich in meinen Wagen und seien Sie mein Gast.“

*

Beim Einzug in eine andere kleine Stadt begann das Oberhaupt derselben:

„Fünftausend Bürger . . .“ Hier stockte er.

„Fünftausend Bürger . . .“ Er begann noch einmal.

„Fünftausend Bürger . . .“ Nein, es ging nicht.

„Grüßen Sie, bitte, die fünftausend Bürger von mir,“ fiel jetzt der König ein, „aber jeden einzeln!“

Und er fuhr davon.

Der König als Rätsellöser.

Der Großherzog von Weimar hatte die Gewohnheit, stets zwei Rätsel aufzugeben:

1. „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“

Auflösung: „Ich würde der Zeit den Zahn ausziehen."

2. „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Taucher wären?"

Auflösung: „Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen."

Als nun der Großherzog mit dem Könige zusammentraf, konnte er dem Drange nicht widerstehen, dem Monarchen mit den Worten entgegenzutreten:

„Majestät, was würden Sie tun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?"

Der König, der die Rätsel bereits kannte, entgegnete: „Ich würde in das Meer der Ewigkeit tauchen."

Die Nationalhymne.

Einst spielte bei einem Hoffeste die Musik das Lied: „Ich bin ein Preuße . . ." Der Herzog von Anhalt-Köthen sagte zum Könige: „Wie beneide ich die Preußen um diese Nationalhymne!" — „Das ist nicht nötig," versetzte der König, „singen Ew. Hoheit doch: Ich bin ein Köther!"

„Nu weet ik nich, wecke."

Von einem Bauern aus einem in der Nähe von Potsdam gelegenen Dorfe wurden dem König regelmäßig zur Zeit der Reife Birnen verehrt, die von einem Baume stammten, der ganz besonders schöne Früchte trug. Und immer, wenn das Bäuerlein die Birnen nach Sanssouci brachte, aßen der König und seine Gemahlin davon und baten den Geber,

Friedrich Wilhelm IV.

mit zuzulangen. Einmal passierte dabei folgendes: Während der König und die Königin herzhaft einbissen und die wirklich köstlichen Birnen mit der Schale verzehrten, langte unser Bauer vorsichtig sein Messer aus der Tasche, schälte die Frucht sorgfältig ab und verzehrte sie dann. Dies fiel dem König auf. Als er nach dem Grunde fragte, sagte der Bauer pfiffig: „Een is mi in'n Dreck follen; un nu weet ik nich, wecke."

Der König und der Besen.

Der König befand sich auf dem Bahnhofe zu Potsdam, um nach Berlin zu fahren; da fiel ihm ein, daß er etwas vergessen habe. Er kehrte daher sogleich in das Palais zurück, um das Gesuchte zu holen. In seinem Arbeitszimmer fand er eine Dienstmagd, die, um abzustäuben, auf einer Leiter stand und, da der König so unerwartet eintrat, vor Schreck den Besen fallen ließ. Dieser, in sehr heiterer Stimmung, hob den Besen auf und überreichte ihn ihr mit den Worten:

Ich eile, mich zu bücken,
Und reiche mit Entzücken
Dich selbst dir selbst zurück."

Besen bedeutet in der Studentensprache Dienstmagd.

Acht um den König.

Als der König 1845 Prenzlau besuchte, drängten sich in der engen abschüssigen Marienkirchstraße die Leute so dicht um ihn herum, daß einer über den anderen stürzte.

Lächelnd meinte der König: „Sonst habe ich immer nur acht um den König fallen sehen, hier aber fallen gleich ein paar Dutzend.“

Bis Jerusalem.

Eine sehr schöne Dame jüdischer Abkunft, welche einen höheren Offizier geheiratet hatte, war bei Hofe vorgestellt worden. Friedrich Wilhelm IV. wußte, daß er ihr nichts Angenehmeres sagen könne, als ein anerkennendes Wort über ihre Toilette. „Gnädige Frau,“ wandte er sich zu ihr, „schon den ganzen Abend bewundere ich Ihre prachtvolle Toilette. Ihre Schleppe reicht — bis Jerusalem.“

„Können Sie schweigen?“

In einer kleinen Stadt glaubte ein Bürgermeister den Monarchen von politischen Dingen unterhalten zu müssen und berührte ein wenig dummdreist einige schwebende Staatsangelegenheiten. Der König fragte darauf bedeutungsvoll:

„Können Sie schweigen?“ Dieser erwiderte sehr geschmeichelt: „Wenn Ew. Majestät mich mit Allerhöchst Ihrem Vertrauen beehren, so glaube ich wohl — — —“ „Nun, dann schweigen Sie!“ gebot der König.

Ende als Anfang.

Freiherr von Ende trat 1852 als Avantageur beim Kaiser Alexanderregiment ein; wegen seiner ungewöhnlichen

Friedrich Wilhelm IV.

Größe wurde er Flügelmann. Dies gab dem Könige Veranlassung, zu dem Vater, dem Kammerherrn von Ende, eines Tages zu sagen: „Das geht doch eigentlich nicht, daß ein Ende der Anfang eines Regiments ist!"

Als König und als Kronprinz.

Friedrich Wilhelm IV. führte bekanntlich mit seiner Gemahlin eine äußerst glückliche Ehe, nur ließ ihn mitunter sein heißes Blut schnell in Zorn geraten. Ein glücklich angebrachtes Wort oder eine feine, liebenswürdige Wendung vermochte jedoch den König ebenso leicht wieder zu versöhnen. Kurz vor dem Antritt seiner Regierung fragte bei einem derartigen Anlaß die sanfte Kronprinzessin, ob ihr Gemahl nicht von seiner Heftigkeit lassen wollte.

„Sei unbesorgt, bin ich erst einmal König, so werde ich dir niemals mehr Gelegenheit zu dieser Klage geben!" lautete Friedrich Wilhelms scherzhafte Entgegnung.

Die nachmalige Königin Elisabeth hatte nicht vergessen, was ihr hoher Gemahl der Kronprinzessin versprochen, und als eines Tages der König gegen einen seiner Räte heftig aufbrauste, daß seine Stimme bis in das Nebenzimmer drang, in welchem Königin Elisabeth zufällig weilte, öffnete die geistvolle Frau mit hastiger Bewegung die Tür, blieb jedoch wie zögernd auf der Schwelle stehen, indem sie sagte: „Verzeihung für meinen Irrtum; ich glaubte den König zu treffen, doch ich gewahre soeben, daß nur der Kronprinz anwesend ist."

Einen Moment stutzte der Monarch, dann schritt er mit liebenswürdigem Lächeln seiner Gemahlin entgegen, und indem er die Königin tiefer in das Zimmer führte, hörte der erstaunte Rat, wie Friedrich Wilhelm wieder ganz heiter gelaunt sagte: „Du hast ein besseres Gedächtnis als ich, aber der König hat dich verstanden, und er dankt für den zarten Wink!" Hierauf wandte sich der Monarch völlig versöhnt zu dem unglückseligen Rat und erzählte diesem mit freimütigem Humor, an welche kleine Episode Königin Elisabeth soeben ihren Gemahl erinnert hatte.

Der König arretiert.

Eines Tages blieb der König auffallend lange aus, ehe er zum Tee kam. Die Erkundigung beim Kammerdiener ergab, daß er schon vor zwei Stunden in den Garten gegangen sei. Sogleich wurde nachgesandt, und man fand den König, von einem Soldaten des zweiten Garderegiments festgenommen, im Schilderhause. Er hatte die Parole vergessen! Ueberaus heiter kehrte der König zurück und sagte zum wachhabenden Offizier, der sich entschuldigte: „Der Mann hat nur seine Pflicht getan; freilich hätte er sie etwas weniger grob tun können. Warum vergesse ich die Parole?"

Ins Himmelreich.

Als der König einst auf Rügen war, hatten sich die Schulkinder einer Ortschaft versammelt, um ihn feierlich zu begrüßen. Der König ließ einige Körbe voll Obst

Friedrich Wilhelm IV.

und Kuchen zur Verteilung an die Kleinen bereit stellen. Dann trat er an sie heran, redete mit ihnen und fing an, sie zu examinieren. Zuerst hielt er ein Goldstück in die Höhe und fragte: „Kinder, in welches Reich gehört dies?" Da erscholl die Antwort: „Ins Mineralreich." Dann nahm er einen Apfel, hielt ihn in die Höhe und fragte: „Kinder, in welches Reich gehört dieser?" — „Ins Pflanzenreich!" — „Nun aber," fuhr der König fort, „Kinder, in welches Reich gehöre denn ich?" — Lautlose Stille. Da hob ein kleines Mädchen die Hand in die Höhe zum Zeichen, daß sie es wisse. „Nun, mein Kind?" fragte der König. — „Ins Himmelreich!" war die Antwort. Da traten dem König die Tränen in die Augen, er küßte das Mädchen herzlich und beschenkte es reichlich.



Die Kaiser

Wilhelm I.

(1861—1888.)

Die Feuertaufe 1814.

Prinz Wilhelm war als Knabe von schwächlichem Körper. 1813 hatte er pochenden Herzens die begeisterte Erhebung des Volkes miterlebt. Glühendes Verlangen, an dem Kampf teilzunehmen, erfüllte die Seele des Jünglings. Wie groß mußte daher sein Schmerz sein, als ihm sein königlicher Vater erklärte, es könne ihm seiner schwächlichen Gesundheit wegen der Wunsch nicht erfüllt werden. Er mußte zurückbleiben, während sein älterer Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, und sein Vetter, Prinz Friedrich von Oranien, mit ins Feld zogen.

Als die ersten siegreichen Schlachten geschlagen worden waren, beschied der König den Prinzen zu sich nach Neudorf in Schlesien und überreichte ihm das Patent als Premierleutnant. Er sollte, sagte der König, gleich seinen Kameraden avancieren, da er ohne Schuld zurückgeblieben sei. „Wie kann ich mit Ehren avancieren," erwiderte der Prinz mit schmerzlich bewegtem Herzen, „da ich hinter dem Ofen gesessen habe, während mein Regiment im Feuer gestanden hat." — „Nicht deine Schuld, hab's befohlen!" versetzte

 der König, „sollst deswegen nichts verlieren!" Das Patent war denn auch auf den 15. Mai zurückdatiert worden.

Nochmals mußte der Prinz dazu verurteilt werden, daheim zu bleiben, während sich Tausende seiner Altersgenossen im Felde Ruhm erwarben. Er mußte sich sagen: Ist doch Gehorsam die erste Pflicht des Soldaten. Mit Freude und Schmerz zugleich erfüllten ihn die Nachrichten von den Heldentaten seines Regiments. Erst nach der Schlacht bei Leipzig ward ihm die freudige Kunde, daß es ihm gestattet sein sollte, am Feldzuge teilzunehmen, „doch nur auf sechs Wochen," hatte sein königlicher Vater hinzugefügt, „bist noch zu schwächlich." Nachdem er am 30. Oktober das Patent als Hauptmann erhalten, reiste er sogleich von Breslau ab. Freudig schlug ihm das Herz, als er zu seinem Regiment kam. Und siehe, das Soldatenleben schien der rechte Boden zu sein, auf dem der junge Sproß gedeihen sollte. Seine Gesundheit blühte während des Zuges nach Paris zusehends auf. Am 1. Januar 1814 war der Prinz Zeuge des bei Mannheim nach heftigem Gefecht erzwungenen Uebergangs des Sackenschen Korps über den Rhein. Bald darauf betrat er mit dem Könige und Kronprinzen den französischen Boden, um dann am 1. Februar an der Schlacht bei Brienne und am 2. Februar an dem Gefecht bei Rosnay teilzunehmen.

Die eigentliche Feuertaufe erhielt Prinz Wilhelm am 27. Februar in dem Gefecht bei Bar-sur-Aube. Am Morgen des Tages sagte der König zu den Prinzen: „Werden heute Bataille haben, reitet voraus, komme gleich nach, exponiert euch nicht unnütz!" Während des Kampfes hielt

der König mit seinen Söhnen an einer Stelle, in deren Nähe die Kugeln wiederholt einschlugen. Bei einem Sturm der Infanterie gegen die das Tal der Aube einfassenden Weinberge, welche die Franzosen besetzt hielten, tat sich ein russisches Regiment besonders hervor und erlitt außerordentliche Verluste. Der König, der diesem Vorgange mit größter Teilnahme folgte, rief den Prinzen Wilhelm zu sich und befahl: „Reite einmal hinüber und erkundige dich, von welchem Regiment die vielen Verwundeten sind.“ Ohne mit den Wimpern zu zucken, vernahm der Prinz den Befehl, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. Es war das berühmte russische Infanterieregiment Kaluga, das an den Weinbergen mit so kühnem Bärenmute stritt. Die Veteranen dieser tapferen Schar erzählten später noch begeistert von dem Eindruck, den es auf sie gemacht, als der junge Königssohn mitten im heftigsten Gewehrfeuer unter ihnen erschienen sei. Ganz unbefangen, als ob ihn keine Kugel treffen könne, erkundigte er sich nach dem Namen des Regiments, überzählte die Verwundeten und ritt dann mit kaltblütigster Ruhe, als ob er sich auf dem Exerzierplatz befände, zurück, um seinem Vater Rapport zu erstatten. Der König sagte kein Wort; der Oberst von Luck aber gab dem Prinzen die Hand und drückte sie herzlich, während die den König umgebenden Offiziere mit freudigem Stolz auf den tapferen jungen Kameraden blickten. Der Kaiser von Rußland verlieh dem Prinzen für seine unerschrockene Tat am 5. März den St. Georgen-Orden als die erste militärische Auszeichnung, die der später mit so reichen Ehren gekrönte Held empfing. Wilhelm I.

Am 10. März schmückte der königliche Vater im Hauptquartier Chaumont die Brust des Prinzen mit dem Eisernen Kreuz, dem höchsten Ziel der Wünsche jedes tapferen Kriegers.

Jugendliebe.

Prinz Wilhelm liebte die Prinzessin Elise Radziwill, die schönste und holdeste unter den jungen Damen des Hofes. Sie schien wie für ihn geschaffen, aber ihre Ebenbürtigkeit ward bestritten. Denn obwohl dies alte litauische Dynastengeschlecht durch Reichtum und historischen Ruhm manches deutsche Fürstenhaus überstrahlte, und einmal schon, in den Tagen des Großen Kurfürsten, ein Hohenzoller eine Radziwill als ebenbürtige Gemahlin heimgeführt hatte, so waren doch neuerdings am preußischen wie an allen deutschen Königshöfen strengere Rechtsbegriffe zur Herrschaft gelangt. Seit den Zeiten Friedrichs des Großen stand der Grundsatz fest, daß nur die Töchter der regierenden Fürstenhäuser und der vormaligen reichsständischen Landesherren für ebenbürtig gelten sollten. Fünf Jahre hindurch wurde nun von beiden Seiten alles aufgeboten, um die Zweifel zu beseitigen und dem Prinzen sein ersehntes Eheglück zu ermöglichen. Durch den Fürsten Anton Radziwill aufgefordert, schrieb K. Fr. Eichhorn ein Rechtsgutachten, das sich für die Ebenbürtigkeit des Hauses Radziwill aussprach; jedoch die Ansicht des großen Staatsrechtslehrers stieß bei anderen namhaften Juristen auf wohlbegründeten Widerspruch. Dann tauchte der Vorschlag auf, Prinz August von Preußen solle die Prinzessin an Kindesstatt annehmen;

aber fünf der Minister erwiderten nach ihrer Amtspflicht, die Adoption könne das Blut nicht ersetzen. Unterdessen vermählte sich der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl, mit einer weimarischen Prinzessin, und der großherzoglich sächsische Hof erklärte nachdrücklich, daß er für die Kinder dieser Ehe das Vorrecht beanspruchen müsse, falls der ältere Bruder seiner Neigung folge. Nunmehr war die Frage sehr ernst; es drohte ein Streit um die Erbfolge, der vielleicht den Bestand der Dynastie gefährden konnte. Auf die wiederholten Vorstellungen seiner Räte beschloß der König, tief bekümmert, sein Ansehen zu gebrauchen (1826). In einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe hielt er dem Sohne vor, was alles vergeblich versucht worden sei, und wie nun doch nichts übrig bleibe, als die harte Pflicht, dem Wohle des Staates, des königlichen Hauses eine edle Neigung zu opfern. Als der Prinz dies Schreiben durch General Witzleben empfing, war er anfangs ganz zerschmettert; dann raffte er sich zusammen, und noch am selben Abend schrieb er dem Könige, daß er gehorchen werde. Wilhelm I.

(Treitschke.)

Der Prinz von Preußen und Otto v. Bismarck.

Es war auf einem Hofballe, als Otto von Bismarck dem Prinzen Wilhelm von Preußen vorgestellt wurde. Diese Vorstellung geschah zugleich mit der eines Genossen Bismarcks, des Herrn von Schenk, der ebenfalls Auskultator war und durch gleiche Körpergröße über die Leibeslänge gewöhnlicher Menschenkinder bedeutend hervorragte. Als

 diese beiden Riesengestalten dem Prinzen gegenübertraten, betrachtete sie derselbe mit Wohlgefallen und sagte heiter: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus?"

„Königliche Hoheit," antwortete Bismarck, „die Juristen müssen auch Soldat werden, und sie rechnen sich's zur Ehre an, wenn Seine Majestät und das Vaterland sie rufen."

Der Prinz von Preußen als Verbannter.

In dem tollen Jahr 1848 war Prinz Wilhelm, der nun, da die Ehe des königlichen Bruders kinderlos geblieben, den Titel „Prinz von Preußen" führte, der bestgehaßte Mann in Preußen. Die Berliner Revolutionäre waren besonders erbittert gegen ihn, da sie seinem Einfluß den anfänglichen Widerstand des Königs gegen die freiheitlichen Forderungen zuschrieben. Um die Berliner zu beruhigen und um der dem Prinzen drohenden Gefahr willen befahl ihm der König, auf eine Zeitlang das Land zu verlassen. Der Prinz gehorchte mit Widerstreben und reiste nach London.

In Berlin aber sangen die Kinder auf der Straße das freche Spottlied:

„Komme doch, komme doch Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin!
Wollen dich mit Steinen schmeißen
Und dir's Fell über die Ohren ziehn!"

Wie unrecht dem Prinzen damals geschehn, hat er bei seiner Rückkehr aus England gezeigt.

Auf seiner Heimreise wurde er in Wesel von den Stadtverordneten und dem Offizierkorps feierlich begrüßt. Seinen Dank aussprechend, äußerte er:

„Es hat viel Schmerzliches über mir gewaltet; nur mein reines Gewissen hat mich über diese Zeit hinweggeführt. Ich habe immer gehofft, daß der Tag der Wahrheit anbrechen werde, und er ist angebrochen. Seither hat sich vieles in unserem Vaterlande geändert. Der König hat es gewollt, des Königs Wille ist mir heilig. Ich bin sein erster Untertan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an. Aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie. Dagegen werde ich mit meiner ganzen Macht streben — das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe." —

In Berlin von einer Deputation begrüßt, erinnerte er in seiner Antwort daran, daß in den Märztagen seinem Palais, um es vor drohender Zerstörung zu bewahren, die Aufschrift »Nationaleigentum« gegeben worden; dabei legte er die Hand auf das Herz und sprach die denkwürdigen Worte:

„Hier ist ein Nationaleigentum des Vaterlandes!"

Das war viel gesagt, und doch nicht zu viel, wie die Folgezeit lehren sollte.

„Und so tue deine Schuldigkeit."

Am 3. Mai 1849 wurde der Sohn des Prinzen von Preußen zur Dienstleistung als Offizier in das erste Garde-

Wilhelm I. regiment zu Fuß eingestellt. Sein Vater stellte ihn persönlich dem im Lustgarten zu Potsdam versammelten Offizierkorps des Regiments vor, wobei er sagte:

„Ich kann mir die Freude nicht versagen, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich das tue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft! — Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegengewachsen. Er hat es gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine siegreiche Truppe in schweigendem Gehorsam und mit Schmach bedeckt, unter den schwierigsten Verhältnissen festhält an der Disziplin und Ordnung, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von neuem zu sehen; denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Teil des Volkes es schon einmal gerettet haben . . ."

„Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lerne, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und der Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat — nicht wir!"

Und zum Prinzen gewendet, sprach er, oft von Rührung unterbrochen: „Und dann wünsche ich dir, daß du dereinst dasselbe erfährst, was dein Vater erfahren hat! Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus, es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Teilnahme meiner Untergebenen sich

in schweren Tagen — in der Nähe und in der Ferne — nicht verleugnet hat! Das wünsche ich auch dir! Und so tue nun deine Schuldigkeit!" Wilhelm I.

Vom Prinz-Regenten.

Ein tief einschneidendes Ereignis im Leben Wilhelms brachte der 23. Oktober 1857. Der König war im September vorher von einem Schlaganfall betroffen worden, und der so schwer Erkrankte übertrug dem Bruder die stellvertretende Regierung zunächst auf drei Monate; diese Frist mußte jedoch verlängert, und, da die Krankheit des Königs sich als unheilbar erwies, die Stellvertretung in eine Regentschaft umgewandelt werden. Er führte nun den Titel Prinzregent von Preußen.

Der erschütternde Vorgang der Unterzeichnung der betreffenden Urkunde seitens des leidenden Königs vollzog sich also:

Auf ärztlichen Rat war beschlossen, daß der König den Winter in Italien zubringen sollte. An einem Tage, wo seine Stimmung freier war, am 7. Oktober, sagte ihm die Königin, da ihr Aufbruch zu einer längeren Abwesenheit bevorstehe, müsse der Prinz doch wohl eine größere Machtbefugnis erhalten und Regent werden. Der König äußerte ruhig seine Zustimmung, und so legte sie ihm die Urkunde zur Unterschrift vor. Der König las sie schweigend, unterzeichnete sie, stets schweigend; dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Tränenstrom aus und verließ das Zimmer. —

Das war die letzte Regierungshandlung des gefühlsinnigen Königs Friedrich Wilhelms IV., das tragische Ende des »Romantikers auf dem Preußenthrone«. Der Mann, der das Steuer des so vielfach mißleiteten preußischen Staatsschiffes mit tatkräftiger Hand und gläubigem Vertrauen auf Gottes Beistand ergriff, schrieb von diesem denkwürdigen Vorgange an seine Gemahlin:

„Der entscheidende Schritt ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheimgeben. — Wenn somit vielen ein Stein vom Herzen fällt, so beginnt für mich nun erst die wahre Sorge und Qual, die mir schwerlich (bei der voraussichtlichen Unheilbarkeit des Königs) wieder entnommen werden wird. Ich schließe mit der Bitte, daß Du für mich und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten mögest.

Dein Wilhelm."

Königliche Worte.

In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1861 erlöste der Tod den König Friedrich Wilhelm IV. von seinem schweren Leiden. Tief und schmerzlich betrauerte ihn sein Bruder, der nun als König Wilhelm I. den Thron einnahm.

„Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Auf-

richtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Wirkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es, seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten." Wilhelm I.

So lautet ein Wort voll tiefer Bedeutung in der Proklamation, welche der König unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, am 7. Januar 1861, an sein Volk erließ, ein Wort, das den schönsten und tiefeingreifendsten Aussprüchen preußischer Herrscher zugezählt werden muß.

König Wilhelm und der Berliner Janhagel.

Die bald nach der Thronbesteigung König Wilhelms neugegründete Fortschrittspartei suchte mit allen Mitteln, die konservativen Elemente aus der Umgebung des Monarchen zu entfernen, so daß er niemand mehr um sich habe, als die aus der liberalen Mehrheit hervorgegangenen Minister und deren Anhang. Als erstes Opfer war der Berliner Polizeipräsident von Zedlitz ausersehen. Zu welchen Konsequenzen die Aufreizung führte, die die fortschrittliche Parteipresse in jenen Tagen des Konflikts betrieb, zeigt folgende Begebenheit, die der ehemalige Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., Prinz Kraft Hohenlohe, in seinen »Denkwürdigkeiten« erzählt:

„In dieser Zeit, im Frühjahr 1861, wurde das Denkmal Thaers, des berühmten Oekonomen und Arbeitervaters, hinter der Kommandantur auf dem Platze vor dem Hotel de Russie feierlich enthüllt. Der König sah dieser Feier von einem Fenster der Kommandantur aus zu. Schon

Wilhelm I. während der Feier setzte die Volksmasse den Anordnungen der Polizei immer Gebrüll entgegen. Die Feier schloß mit dem Abmarsch der Gewerke, welche teilnehmend den Platz umstanden hatten. Diesem Vorbeimarsch schloß sich ein Gesindel an, das sonst selten auf den Straßen Berlins zu sehen ist, und sich besonders wild hierzu kostümiert zu haben schien. Manche rohe, vom Trunke entstellte Verbrechergesichter mit wüsten Haaren, manches zerlumpte Hemd, das die offene Brust sehen ließ, erinnerte mich an die Barrikadenhelden von 1848, gegen die ich gekämpft hatte.

Als der Abmarsch der Gewerke beendet war, blieb eine große Masse solchen Gesindels in der Nähe des Denkmals stehen und füllte den Platz an. Da sagte der König: „Kommen Sie herunter, ich will mir mal das Denkmal in der Nähe ansehen." Und so ging er, nur von mir begleitet, mitten unter die Volksmasse. An der Tür der Kommandantur schloß sich ihm der Polizeipräsident an und ging auf der anderen Seite des Königs. Das Volk machte dem Könige zwar Platz, aber man hörte bald ein Gemurmel, aus dem „Polizei fort" u. s. w. zu hören war. Einige Polizisten machten den Raum um das Denkmal für den König frei, schon unter Widerspruch derjenigen, die Platz machen sollten. Der König tat, als ob er das Denkmal betrachtete, beobachtete aber dabei die Umstehenden. Mit einem Male sagte er mir: „Bestellen Sie, daß mein Wagen herfahre, auf die Seite des Hotels de Russie." Ich ging nach der Kommandantur zurück. Das Volk machte mir sogleich Platz; als aber ein Schutzmann mir helfen wollte, rief das Volk: „Polizei ist nicht nötig, wir machen

allein Platz.“ Es war unter der Menge Ordre gegeben, gegen den König respektvoll zu sein, aber die Polizei zu verachten. Als ich zurückkam, machte man mir wieder Platz, aber nicht den Schutzleuten. Da sagte mir der König, er wolle den Wagen auf die andere Seite des Platzes, und so mußte ich mir noch einmal hin und zurück den Weg bahnen.

Diesmal verfolgte der König mich und das Volk mit den Augen, und als bei meiner Rückkehr der Ruf erscholl: „Fort mit der Polizei!“ da schoß der König, dem die Geduld endlich riß, wie ein Pfeil auf die Rufenden zu und rief ergrimmt: „Wer untersteht sich hier, zu rufen! Du hast gerufen, fort mit dir!“ und der Sünder drückte sich schleunigst. Da erscholl hinter dem Könige der Ruf: „Nieder mit Zedlitz!“ Der König drehte sich wie ein Blitz um, legte die Hand an den Degen und rief den, der gerufen hatte, an: „Ich stech' dich nieder, wenn du noch einmal rufst! Hut ab! Wer hat noch den Hut auf dem Kopf?“ Dabei blitzten seine Augen, daß jeder fühlte, es war dem Könige bitterer Ernst. Im Nu waren alle Kopfbedeckungen herunter. Der König ging langsam an den Wagen und befahl Zedlitz, zu Pferde zu steigen. Vom Wagen aus gab er Zedlitz die Hand, befahl ihm fortzureiten und ließ den Wagen halten, bis er sah, daß Zedlitz unbelästigt aus der Menge fort war, die starr und erschreckt dastand. Dann fuhr der König mit einem kleinen Umweg ins Palais zurück, wobei ich ihn begleitete. . . . Am Tage nach der geschilderten Szene stand darüber in allen fortschrittlichen und liberalen Blättern, die Polizei habe durch die Roheit, mit

 der sie für den König Platz schaffen wollte, den Unwillen des Publikums und des Königs erregt, und letzterer habe gesagt: „Echauffieren Sie sich doch nicht und lassen Sie die Leute in Ruhe!" und habe dem Herrn von Zedlitz sein ernstes Mißfallen zu erkennen gegeben. Die Tendenz der Fortschrittspartei ging noch dahin, nur die Polizei, noch nicht den König mißliebig zu machen. Man merkte aber die Absicht und wurde verstimmt."

Ein Entscheidungstag.

Der König Wilhelm I. kam trotz seiner edelsten Absichten bald mit der Volksvertretung Preußens in einen harten Konflikt. Der harte Streit um die „Heeresorganisation" zwischen dem Abgeordnetenhause und der Regierung erreichte im September 1862 seinen Höhepunkt.

Der König litt furchtbar unter dem Eindrucke dieses verhängnisvollen Streites. Vor einem Jahre war es zwischen einem seiner einsichtsvollsten Ratgeber, dem General von Manteuffel, und dem Abgeordneten Twesten wegen politischer Händel zum Zweikampf gekommen, in welchem der Abgeordnete verwundet wurde, so daß sich der König gezwungen gesehen, den General seines Dienstes zu entheben und das kriegsgerichtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen. Schon damals hatte er in einem Briefe an den Kriegsminister von Roon geschrieben:

„In diesem Momente Manteuffels zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dies Ereignis in meiner aller-

nächsten Umgebung machen muß, sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglücklichen Stempel aufdrückt! Wo will der Himmel mit mir hin!" — Was mußte er leiden, als ihn jetzt die Brandung des Streites in noch heftigerer Wut umtoste? Dem Abgeordneten Beckerath gegenüber, der ihm freimütig seine den Anschauungen der Regierung entgegenstehende Meinung vorgetragen und hinzugefügt hatte, die treuesten Anhänger des Throns seien ob dem unseligen Kampfe mit Trauer erfüllt, klagte der König: „Traure ich denn nicht? Ich schlafe keine Nacht!"

In dieser Zeit der höchsten Gefahr rief Albrecht von Roon seinen Jugendgenossen Otto von Bismarck zum Helfer in der Not herbei. Dessen Ankunft ungeduldig erwartend, fuhr er ihm entgegen, um mit ihm das Notwendigste zu besprechen. Roon begab sich darauf zum Könige nach Schloß Babelsberg. Er traf den König tiefbekümmert, der Verzweiflung nahe. „Berufen Ew. Majestät doch Herrn von Bismarck," mahnte er den königlichen Herrn wiederum, wie er früher schon oftmals getan hatte. „Er wird nicht wollen," entgegnete der König ratlos, „wird es jetzt auch nicht übernehmen. Er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden." „Er ist hier und wird Ew. Majestät Rufe bereitwilligst folgen," versetzte Roon rasch und erfreut darüber, daß er für die Anwesenheit des Freundes rechtzeitig gesorgt hatte.

Am nächsten Tage erschien Bismarck auf Befehl seines Herrn in Babelsberg. Der König hatte seit dem vorigen Tage bereits seine Abdankungsurkunde und ein auf liberalen

Wilhelm I. Grundsätzen beruhendes, sechzehn Seiten umfassendes Programm für seinen Nachfolger ausfertigen lassen. Das Schriftstück lag vor ihm auf dem Tische, und er stand im Begriffe, den Kronprinzen rufen zu lassen, um mit der Abdankungsurkunde die Regierung in dessen Hand zu legen. Da wurde die Ankunft Bismarcks gemeldet, der wenige Minuten später das Arbeitsizmmer des Königs betrat. Eine denkwürdige, bedeutungsvolle Szene entwickelte sich hierauf.

„Ja, wollen Sie denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt antreten und führen?" fragte der König.

„Ja, Majestät!" antwortete Bismarck.

„Auch ohne Budget?"

„Ja!"

„Und ohne die Reorganisation der Armee preiszugeben?"

„Ja!"

„Dann sehen Sie hier mein Programm!"

„Auf Ew. Majestät Befehl bin ich bereit, das Amt zu übernehmen, aber ohne Programm."

Einige Zeit später, nachdem auch Roon nach Babelsberg gekommen war und an der Beratung teilgenommen hatte, spazierte der König mit seinen beiden Getreuen im Park. Im lebhaften Gespräche war man zu einer Brücke gekommen. Hier blieb der König stehen, nahm die Urkunde seiner Abdankung, welche den Gegenstand der Unterhandlung vorzugsweise gebildet hatte, aus der Tasche, zerriß dieselbe und warf sie von sich. Bismarck aber nahm die Stücke wieder auf und steckte sie zu sich, damit sie nicht, wie er sagte, in unrechte Hände kämen.

Von neuem Mute und frischer Hoffnung erfüllt, kehrte König Wilhelm von dem Spaziergange durch den Park ins Schloß zurück, und sogleich, nachdem er seine beiden Ratgeber entlassen, verfügte er Bismarcks Berufung ins Ministerium, dessen Mitglieder er noch am nämlichen Tage von dieser Verfügung in Kenntnis setzte. Wilhelm I.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Bismarck mit den Ministern eingehende Besprechungen, die in den folgenden Tagen fortgesetzt wurden.

In derselben Zeit tobte im Abgeordnetenhause der Kampf um die geforderten Mittel zur Durchführung der Heeresreform. Nach siebentägiger Redeschlacht brachte der 23. September die Entscheidung; der Landtag beschloß mit 273 gegen 68 Stimmen, die gesamten Kosten der Heeresreform aus dem Haushaltungsplane für 1862 zu streichen, und nahm darauf das also verstümmelte Budget mit 308 gegen 11 Stimmen an.

Dieser 23. September 1862 wurde zu einem Tage von hoher Bedeutung in der Geschichte Preußens wie Deutschlands. Nach der verhängnisvollen Abstimmung im Abgeordnetenhause gaben die Minister Fürst Hohenlohe, von der Heydt und Graf Bernstorff sofort ihre Entlassung. Der Kriegsminister von Roon aber eilte zum König nach Babelsberg, um demselben Vortrag über das Geschehene zu halten. Der König schwankte, wie Roon in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, in dieser letzten Stunde der Entscheidung noch einmal und fragte den Kriegsminister abermals um Rat, ehe er die Verfügung unterzeichnete, die Bismarck an die Spitze des Ministeriums berief. Wenn Roons eindringliche

Wilhelm I. Mahnung den König nicht zum schnellen Entschlusse gedrängt hätte, wer weiß, ob die Ernennung erfolgt wäre. Langsam reifte die Frucht dieser Entscheidung, welche für die Geschicke unseres Volks für viele Jahre bestimmend wurde.

Nachmittags fünf Uhr am nämlichen Tage empfing der König Otto von Bismarck in Babelsberg und überreichte ihm den Kabinettsbefehl, der ihn an die Spitze des preußischen Ministeriums berief. Die königliche Ordre, welche sogleich veröffentlicht wurde, lautete:

„Nachdem der Prinz Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen auf sein wiederholtes Gesuch von dem Vorsitz im Staatsministerium entbunden, habe Ich den Wirklichen Geheimen Rat von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister ernannt und ihm den interimistischen Vorsitz des Staatsministeriums übertragen. Wilhelm."

Das preußische Portepee.

Der König reiste nach jenen Tagen heftiger Gemütserregung nach Baden-Baden, um dort für kurze Zeit Erholung zu suchen.

Am 4. Oktober kehrte er nach Berlin zurück. Bismarck fuhr ihm bis Jüterbogk entgegen. Es war am Abend, als dieser dort eintraf, und auf der Station, die damals noch nicht einmal ein Bahnhofsgebäude hatte, herrschte völlige Dunkelheit; des Königs Ankunft war nicht gemeldet worden. Im Freien, auf einer umgestülpten Schiebkarre sitzend, wartete Bismarck auf die Ankunft des fahrplanmäßigen Zuges, mit dem der König kommen wollte. Die Station blieb

dunkel, auch als der Zug einlief. Nach längerem Suchen fand Bismarck den königlichen Herrn in einem Wagenabteil der ersten Klasse und fuhr nun allein mit ihm bis Berlin. Er war unangenehm überrascht, den König wieder in derselben kleinmütigen Stimmung wie am 20. September zu finden. Wilhelm I.

Die Königin Augusta war es gewesen, welche in Baden-Baden auf ihren Gemahl eingewirkt und diese Wandlung in demselben hervorgebracht hatte. Die Königin, als Prinzessin des weimarischen Hofes Goethescher Zeit in ziemlich liberalen Anschauungen erzogen, hatte seit langem bereits ihren Einfluß gegen die Berufung Bismarcks ins Ministerium geltend gemacht, und war jetzt eifrig bemüht, den König für die Beilegung des ihr verhaßten Konflikts mit der Volksvertretung zu gewinnen.

„Acht Tage Baden-Baden und Augusta," erzählte Bismarck später, „hatten die zuversichtliche Stimmung des Königs wieder vollständig verändert. Seine Gemahlin hatte ihn beim Rüssel der Weltgeschichte gefaßt. Ich faßte ihn nun beim preußischen Portepee."

Die Szene, in welcher der Ministerpräsident seinem königlichen Herrn während der Eisenbahnfahrt von Jüterbogk nach Berlin die verlorene Festigkeit wiedergab, hatte nach Bismarcks eigenem Berichte folgenden Verlauf:

„Ja, was soll denn werden?" begann der zagende König das Gespräch über die gefahrvolle Lage der Regierung. „Ich sehe weit genug von meinem Schlosse, um auf dem Platze davor Ihr Haupt fallen zu sehen, und dann wird das meine fallen."

„Was mich betrifft, Majestät," versetzte Bismarck mit festem Mute, „so kann ich mir einen schönern Tod nicht denken als diesen oder den auf dem Schlachtfelde. Ich würde dann fallen wie ein Lord Strafford und Ew. Majestät nicht wie ein Ludwig XVI., sondern wie ein Karl I. Das ist doch eine ganz anständige historische Figur."

„Und dann?" warf der König ein, während er in trübem Sinnen vor sich hinschaute.

„Wollen denn Ew. Majestät als Kompagnieführer Ihre Kompagnie während des Gefechts im Stiche lassen?"

„Nein, gewiß nicht!"

Der König sprach diese Worte mit fester Bestimmtheit, in seinen Augen leuchtete es mutig auf. Bismarck hatte den Kriegsherrn zur Weiterführung des Kampfes mit der Volksvertretung wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt. Der König blieb fest und trotzte von nun an allen andern Einflüssen.

Keine Krüppel.

Ein Charakterzug, der von dem edlen Herzen des Königs zeugt, wurde bei der Grundsteinlegung zum Denkmal seines Vaters offenbar. Der König entbot alle Ritter des Eisernen Kreuzes und viele andere Veteranen aus den Freiheitskriegen zur Feier nach seiner Hauptstadt. In dem Entwurf zur Festordnung jenes Tages stand der Satz: „Alle Krüppel werden dem Zuge in Wagen aus den königlichen Marställen folgen." Dieser Satz wurde vom Könige durchstrichen und durch folgenden ersetzt: „Diejenigen, welche

infolge ihrer bei der Landesverteidigung erhaltenen ehrenvollen Wunden gelähmt sind, werden im Festzuge in königlichen Equipagen fahren." Wilhelm I.

Die Entscheidungsstunde.

Die gegen den Willen der Volksvertretung durchgeführte Verstärkung und Neugestaltung des preußischen Heeres feierte ihren ersten Triumph 1864 in dem Kriege um die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoche. Die Einigung der deutschen Völker erforderte den neuen Krieg von 1866. Am 14. Juni des genannten Jahres faßte die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. M. einen Beschluß, der Preußen das Schwert in die Hand zwang zum Kampf mit Oesterreich und den mittel- und süddeutschen Bundesstaaten.

Nachdem die telegraphische Nachricht von der verhängnisvollen Bundestagssitzung in Berlin eingetroffen war, begab sich Bismarck unverzüglich zum Könige, um ihm Vortrag zu halten und dessen Genehmigung der sich hieraus notwendig ergebenden weitern Schritte der preußischen Politik zu erwirken. Der König, obgleich seit Monaten auf diese Entwickelung der Dinge vorbereitet, war jetzt doch tief erschüttert, als die amtliche Mitteilung des Bundestagsgesandten von der in Frankfurt erfolgten Entscheidung vor ihm lag. Auch aus Bismarcks Worten klang die innere Bewegung, als er dem königlichen Herrn das Schwinden der Friedenshoffnung darlegte, um am Schlusse seines Vortrags um des Königs Befehle zur Ergreifung der Waffen zu bitten.

 Einen entscheidenden Augenblick von so gewaltiger Bedeutung wie diesen hatte der König noch nicht erlebt. Die ganze Schwere der Verantwortung des jetzt von ihm geforderten Entschlusses fiel auf seine Seele. Einen Augenblick stand er zögernd, in tiefem Sinnen da. Dann sagte er zu seinem der Entscheidung harrenden Minister, daß er sich auf kurze Zeit in das Nebengemach zurückzuziehen wünsche. Ein Zufall fügte es, daß der herzbewegende Vorgang, der sich nun im Gemache des Königs zutrug, der Welt nicht verborgen blieb. Der König hatte beim Eintritt in das Zimmer vergessen, die Tür völlig zu schließen, und durch einen Spiegel sah Bismarck, wie König Wilhelm niederkniete, um im heißen Gebete von dem Könige aller Könige in dieser Entscheidungsstunde Weisheit und Erleuchtung zu erflehen. Dem eisernen Staatsmann traten beim Anblick dieser Szene die Tränen in die Augen. Nach kurzer Zeit kehrte der König zurück; Ruhe und Entschlossenheit lagen auf seinem milden Antlitz, als er seinem treuen Ratgeber sagte: „Ich habe die Entscheidung getroffen. Ich genehmige Ihre Vorschläge."

Ein Sieg des Herzens.

Die Heere waren gerüstet und der gewaltige Zweikampf zwischen den beiden deutschen Großmächten sollte beginnen.

König Wilhelm wollte in seiner Ritterlichkeit gegen die wider sein Land in den Kampf ziehenden Feinde soweit gehen, daß er deren Truppen den ersten Angriff überließ.

Das aber rief den entschiedenen Widerspruch des Kriegsministers Roon und der Generäle hervor, die den Gegnern die Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen abschneiden wollten, was auch in Bismarcks Plan lag, der in allen Fragen sich mit seinem Freunde Roon eins wußte. In der Militärkonferenz, am 19. Juni, der Bismarck beiwohnte, kam es über die erwähnte Frage und die Verwendung der in Formation begriffenen vierten Bataillone zu lebhaften Erörterungen, bei welchen der König Roons Vorschläge ungeduldig zurückwies. Roon, über die ihm widerfahrene Behandlung gekränkt, teilte bald nachher Bismarck den Entschluß mit, seinen Abschied einzureichen. Bismarck aber sagte ihm: „Tun Sie nichts Rasches, mein Herzensfreund, in übler Lage! Der König ist im Begriff, Ihnen zu schreiben. Er hat sich, wie es scheint, geärgert, weil Sie boudierten (verstimmt waren) oder so schienen.“ Der milde Sinn des Königs gab in der Tat dem Gekränkten Genugtuung. Alsbald erhielt Roon einen eigenhändigen Brief seines königlichen Herrn, worin er seinen Kriegsminister wegen der „gereizten, nervösen Aeußerung“ förmlich um Verzeihung bat. Wilhelm I.

Bei Königgrätz.

Der Sieg der Preußen war nachmittags zwei Uhr durch die Ankunft des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde entschieden.

Im Drange seines Gefühls sprengt der König mit seinem Rosse mitten unter seine kämpfenden Krieger, die

Wilhelm I. ihn in unbeschreiblicher Freude umdrängen, seine Hände ergreifen und unter Tränen küssen. Der oberste Kriegsherr begibt sich in das Schlachtgewühl, an der Spitze der Reiterei die Verfolgung des Feindes anzuordnen, keiner Gefahr achtend. Die feindlichen Granaten schlagen in seiner unmittelbaren Nähe ein und bedrohen sein Leben. Da reitet Bismarck, der stets in der Nähe des Königs geblieben ist, an denselben heran und mahnt ihn, sich der Gefahr zu entziehen. Er achtet nicht auf die Warnung.

„Wo soll ich dann aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?“ erwidert er. „Majestät,“ sagt Bismarck in dringendem Tone, „da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird; im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle.“ Da reicht der König seinem getreuen Eckart die Hand und wendet seine Rappstute, um aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse zu gelangen, aber in so langsamer Gangart, als wär's ein Spazierritt die Linden hinunter in den Tiergarten. Da zuckt es dem heißblütigen Bismarck in den Händen und Füßen, er reitet mit seinem Dunkelfuchs dicht an des Königs Rappstute heran und versetzt derselben einen kräftigen Stoß mit der Stiefelspitze.

Die »Sadowa«, welchen Namen das Tier seit jenem Tage führte, macht einen Satz vorwärts, der König blickt sich verwundert um, sieht seinen Begleiter verständnisvoll an und reitet schweigend, aber etwas schneller weiter.

Ein Jahresschluß.

In der Sylvesternacht des denkwürdigen Jahres 1866 schrieb der König: Wilhelm I.

„In dem Jahre, welches heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für so viel Erduldetes reichlich entschädigt. In Demut erkenne ich diese göttliche Gnade, die mich ausersehen hat, in meinem vorgerückten Alter eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heil des engeren und des weiteren Vaterlandes bestimmt zu sein scheint. Das Werkzeug, so Großes zu erreichen, die Armee, steht unübertroffen in diesem Augenblick vor der Welt. Der Geist, der sie beseelt, ist der Ausdruck der Gesittung, die eine sorgliche Hand meiner erhabenen Vorfahren anerzogen hat. Die Armee finde in allen ihren Teilen in dieser ernsten Scheidestunde des Jahres meinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung, mit der sie meinem Rufe folgte und vor meinen Augen siegte, ein Erlebnis, für das ich Gott meinen demütigen Dank stammle! Aber ganz Preußen finde hier meinen königlichen Dank für die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte! Wo solche Vaterlandsliebe sich zeigt, da ist der gesunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht, und darum segnet sie Gott sichtlich! Meinen heißesten Dank finden alle hier, die mir halfen, durch schwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieses Jahres zu gelangen! Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen sich dieses Segens würdig zeigen. Möge mein Sohn und seine

Wilhelm I. Nachkommen solches Volk und solche Armee um sich sehen und durch besonnenes zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen beider sorglich fördern und Preußen die Stellung sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen ist! Das walte Gott in seiner Gnade!!!

Mitternacht! 66/67. Wilhelm."

Malen und mahlen.

Nach einer militärischen Uebung nahm der König an der Offizierstafel teil. Die Unterhaltung kam auf die deutsche Sprache. „Es ist doch noch sehr schlimm mit ihr bestellt!" meinte der König, „Sie können gewiß auch nicht die Orthographie beherrschen!" wendete er sich an einen jüngeren Offizier. Als dieser das Gegenteil behauptete, veranlaßte ihn der König, zu schreiben: der Müller mahlt, darauf: der Maler malt; das führte der Offizier richtig aus. „Nun schreiben Sie mal: der Müller und der Maler malen (mahlen)." Da legte der Offizier die Feder fort.

Des Königs Schuld.

Als Prinz Wilhelm sechs Jahre alt war, spielte er einmal in Potsdam auf dem kleinen Exerzierplatze vor der Langen Brücke mit seinem Ball. Der Ball flog über die nahe Kirchhofsmauer. Friedrich Siegel, ein vierzehnjähriger Knabe, der zugesehen hatte, kletterte über die Mauer und brachte den Ball zurück, zerriß aber dabei seine Hose. Prinz Wilhelm wollte ihm als Belohnung ein Vier-

groschenstück schenken, da aber weder er, noch sein Lehrer, der ihn begleitete, Geld bei sich hatten, sprach er: „Das tut nichts, du bekommst die vier Groschen ein andermal!" Prinz Wilhelm vergaß aber dieses Versprechen, und so war Friedrich Siegel der Gläubiger des Königs Wilhelm geworden. Siegel erzählte diesen Vorgang in seinen alten Tagen öfters und tat »dicke« damit, daß ihm der König noch vier Groschen schuldig sei, und so erfuhr auch König Wilhelm davon, der sich noch recht gut des Vorgangs erinnern konnte. Deshalb schickte er Siegel fünfzig Mark und löste damit sein Schuldverhältnis zu demselben. So hatte denn das Viergroschenstück reiche Zinsen getragen.

Pour le mérite.

Wenn König Wilhelm öfters im offenen Ueberrock am Fenster erschien, so sah man an ihm als einzigen Ordensschmuck das blaue, achtspitzige Kreuz des Pour le mérite am schwarzweißen Bande um den Hals. Er hat sich dasselbe 1849 als Prinz von Preußen von seinem königlichen Bruder für den Feldzug in Baden erworben. Das Emailkreuz des Kaisers hat eine eigene, interessante Geschichte. In außerordentlichen Fällen wird der Orden seit 1813 mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt. Im Feldzuge 1866 kam dies mehrfach vor, und nach Königgrätz sprach man im Hauptquartier viel davon, daß der König nun die drei goldenen Eichenblätter anlegen müßte. Eines Tages machte sich Graf Bismarck zum Dolmetscher dieser Wünsche. Der König aber antwortete: „Hören Sie, lieber Bismarck, so

Wilhelm I. etwas darf ich weder wissen noch erfahren haben!" Das sollte wohl heißen, der König könne sich diese Auszeichnung doch nicht selbst verleihen. Dabei blieb es denn bis zum Rückmarsche nach Prag. Hier erschien der Kronprinz am 4. August in aller Frühe im »Blauen Stern«, wo der König wohnte, ließ sich vom Kammerdiener das Kreuz seines Vaters geben und befestigte an demselben die drei goldenen Blätter. Diese Ueberrumpelung nahm denn der König hin, und seitdem trug er den Orden mit den goldenen Eichenblättern.

Nicht wie bei den Bourbonen.

Der Hofjuwelier Friedeberg legte dem König eines Tages einen schönen Schmuck vor. Als derselbe aber hörte, daß der Schmuck 14000 Taler kosten sollte, wies er ihn eiligst von sich.

„Das können wir nicht, lieber Friedeberg," sagte der König kopfschüttelnd; „wir sind nicht reich genug dazu, und es ist bei uns nicht wie bei den Bourbonen, denen brachte das Regieren mehr ein als uns."

Herr Friedeberg wendete nun lächelnd ein, er könne ja den Schmuck der Kronprinzessin schenken, die eben wieder Mutter geworden war.

„Nein, das geht nicht," lautete die Antwort; „meine Schwiegertochter erfreut mich in dieser Beziehung zu oft; da sind 14000 Taler zu viel, — ein Wochengeschenk darf nicht mehr kosten als höchstens 3000 Taler. Aber ich will Ihnen etwas sagen: gehen Sie zu den reichen jüdischen Damen, die haben viel Geld, da werden Sie den Schmuck gewiß los!"

Eine Flasche Wein.

Das große Hauptquartier befand sich 1870 einige Tage in Clermont. Wo immer dasselbe etabliert war, kam stets der strengste Befehl, daß eine Requirierung am Platze des Hauptquartiers nicht stattfinden durfte. Zugleich mit diesem ward auch ein Regiment Bayern, welches viele Stunden lang bei schlechtem Wetter marschiert war, in Clermont einquartiert. Der Oberst des Regiments, der durch die Marschanstrengungen ziemlich erschöpft war, fühlte große Sehnsucht nach einer Flasche Wein. Er beauftragte seinen Burschen, in irgend einer Wirtschaft zu versuchen, eine Flasche Wein zu erhalten und gab ihm für diesen Zweck einen Taler mit. Diensteifrig hatte der Bursche schon einige Wirtschaften vergeblich abgesucht, als er an ein stattliches Haus kam, welches ebenfalls ein Gasthausschild führte. Er tritt ein und findet hier in einem Vorzimmer einen höheren preußischen älteren Offizier. Verlegen teilt der Bursche sein Anliegen demselben mit. Der Offizier geht in ein Nebenzimmer und kommt bald darauf mit einem jüngeren wieder zurück, der eine Flasche Wein trug, die dem Burschen übergeben wurde. Dieser legt gewissenhaft als Bezahlung seinen Taler auf den Tisch, doch der ältere Offizier weist das Geld freundlich aber entschieden zurück. Der Soldat jedoch besteht darauf, den Befehl zu haben, die Flasche Wein zu bezahlen. „Sage nur deinem Oberst," spricht nun der ältere Offizier, „den Wein schickt der König von Preußen und läßt guten Appetit wünschen." Verdutzt über diese Worte nimmt der Bursche Wein wie Taler und Wilhelm I.

Wilhelm I. eilt davon. Bei seinem Oberst angekommen, stellt er die Flasche auf den Tisch und legt den Taler daneben. Als der Oberst das Geld erblickte, rief er erbost aus: „Habe ich dir nicht befohlen, den Wein zu bezahlen?"

„Der Herr," erwiderte kleinlaut der Bursche, „der mir die Flasche gab, sagte, er sei der König von Preußen und wünsche dem Herrn Oberst guten Appetit!"

Eine „Geschichtslüge".

Es war am 18. August 1870, abends gegen acht Uhr; eine der blutigsten Schlachten, die die Weltgeschichte kennt, war noch in vollem Gange. Die Franzosen kämpften mit dem Mut der Verzweiflung, um das Netz zu durchbrechen, mit dem das deutsche Heer unter der Führung des genialen Schlachtenmeisters Moltke sie samt der Festung Metz umsponnen hatte. Fast schien es, als sollte es den Umschlossenen nach dreitägigem Ringen im letzten Augenblicke noch gelingen, die deutsche Eisenkette zu sprengen.

Der greise Heerkönig Wilhelm hatte früh morgens sechs Uhr sein Schlachtroß »Romeo« bestiegen und war bis zum Abend nicht aus dem Sattel gekommen. Nun saß er bei anbrechender Dunkelheit neben einer Gartenmauer unweit Rezonville. Man hatte von einem Bauernwagen eine Leiter genommen, deren Enden einerseits auf eine Dezimalwage, andrerseits auf einen erschossenen Grauschimmel gelegt und so als Sitz für den ermüdeten Feldherrn hergerichtet. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit unheimlichem Lichte erhellend.

Den König umstanden der Prinz Karl, Vater des kühnen Reitergenerals Prinzen Friedrich Karl, ferner der Großherzog von Weimar, der Großherzog von Mecklenburg, der Ministerpräsident Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und der Graf Dönhoff. Der Schlachtenmeister Moltke war kurz zuvor zu den heranziehenden Pommern gesprengt, die unter ihrem General von Fransecki den auf dem rechten Flügel gegen die immer stürmischer andringenden Feinde kämpfenden Scharen der Deutschen zu Hilfe kommen und den drohenden Durchbruch verhindern sollten.

Jetzt ertönt brausendes Hurra herüber; gespannt lauschen der König und seine Umgebung. Bismarck sieht von den Papieren auf, die er aus den umherliegenden französischen Tornistern aufgelesen und durchblättert. Ist die Entscheidung gefallen? — Wie wird die Kunde lauten, die alle in atemloser Spannung erwarten? — Da hört man den Hufschlag einer Kavalkade, an ihrer Spitze erscheint eine hagere, bartlose Reitergestalt mit ernstem und doch in jubelnder Freude erglänzendem Antlitz, erhitzt von der letzten Stunde gewaltiger Anstrengung. Mit einem Satze springt der Reiter aus dem Sattel und tritt grüßend zu dem Monarchen.

„Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen."

Moltke ist's, der die Siegesbotschaft bringt, die das unheimliche Schweigen im Kreise des Königs löst und ein lautes, freudiges Hurra hervorruft.* —

* Diese ergreifende Szene aus der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat, die seiner Zeit von Augenzeugen berichtet und von

Wilhelm I. Auf jener Leiter sitzend, erzählte der Siegesheld von Gravelotte folgendes Ereignis aus seiner Kindheit.

Er sei eines Tages mit seinen Brüdern in ein Affentheater geführt worden, es war das Schreyersche, später Bröckmannsche. Vorzugsweise habe ihn, der schon als Knabe das höchste Interesse für alle militärischen Dinge gehabt, eine Nummer des Vorstellungsprogramms angezogen: Die Erstürmung der Festung Coromirum. Sehr drollig sei dabei die Schlußszene gewesen, in welcher der Oberbefehlshaber der Truppen — die behaarte Hand am Federhut — seinem Fürsten Meldung über den Ausgang des Kampfes macht, während dazu »hinter der Szene« die Worte ertönen: „Ich habe alleruntertänigst und ergebenst zu melden, daß die

dem Pinsel eines Malers verewigt worden ist, habe ich auch in meinem Buche „Kaiser Wilhelm der Siegreiche" geschildert. Nun trug sich nach Jahren folgende kuriose Geschichte zu.

Eine vielgelesene Berliner Tageszeitung, deren Schriftleitung den Grundsatz hat, gleich Huß und Luther nie zu widerrufen, brachte zum Jahrestage jener denkwürdigen Schlacht einen Aufsatz unter dem Titel „Geschichtslügen". Und siehe, darin ward auch obige Szene aus meinem Buche „Kaiser Wilhelm der Siegreiche" in das Reich der Geschichtslügen verwiesen. Ich schrieb an die Zeitung und suchte, mich auf den Augenzeugen berufend, die Wahrheit jener Episode zu erweisen. Ich erhielt von der Schriftleitung keine Antwort, und es erfolgte natürlich auch kein Widerruf in der Zeitung; aber am nächsten Jahrestage der Schlacht brachte das Blatt als Erinnerung an jenes geschichtlich so denkwürdige Ereignis einen Artikel, in dem die Szene genau nach meinem Buche geschildert wurde, samt dem Bilde mit der Leiter über der Dezimalwage und dem erschossenen Grauschimmel. Ich habe herzlich darüber gelacht. H. J.

Schlacht verloren ist!" „Danke, danke," erwidert der leutselige Affenmonarch — „ich bin sehr erfreut!" — —

„Gott sei Dank" — schloß der Kaiser halb lächelnd in Erinnerung an das Jugenderlebnis, halb feierlich im Ernste der augenblicklichen Lage, „Gott sei Dank, lauten unsre heutigen Meldungen anders!" —

Der Heldengreis.

Louis Schneider, Vorleser des Königs Wilhelm I., berichtet: Als der König 1870 an der Spitze seines Heeres in den Krieg zog, war er 73 Jahre alt, und er kehrte fast frischer zurück, als er ausgezogen war. Es war die Zeit, als der Beiname Heldengreis aufkam, mit welchem mancher ihm was zu gut tun wollte. Nichts aber ärgerte ihn mehr als dieses Wort. „Ich weiß gar nicht," sagte er, „was die Leute immer mit ihrem Heldengreis wollen! Mache ich denn den Eindruck des Greisenhaften? Ich dächte nicht! Zu einem Heldengreisen aber gehört doch vor allen Dingen ein Greis."

Ein eisernes Kreuz.

Auf einem seiner Besuche der Lazarette in Versailles ließ sich König Wilhelm mit manchem der Verwundeten und Kranken in ein kurzes Gespräch ein. Er traf unter denselben auch einen Soldaten, der mehrere Schlachten mitgemacht, sich aber auf Vorposten heftigen Rheumatismus im Kreuz zugezogen hatte. Dieser sagte zum König bezüglich der Strapazen: „Je nun, das aushalten zu können,

Wilhelm I. muß man wirklich ein eisernes Kreuz haben." „Nun," erwiderte der König freundlich, „das Kreuz sollst du haben." — Und am nächsten Tage ward der Tapfere damit geschmückt.

Das Metall, das den Schlaf stört.

Der Kaiser besichtigte 1875 mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, die berühmte Kaiserglocke, welche mit ihrem mächtigen Klange seitdem die Andächtigen in den hohen Dom zu Köln einladet. Zu dem Gießer derselben, Meister Hamm, sagte die Großherzogin: „Die Glocke hat Ihnen bis zu deren Vollendung gewiß viel Sorgen bereitet?" — „Freilich, königliche Hoheit," entgegnete Hamm, „sie hat mir manche schlaflose Nacht verursacht."

Hier fiel der Kaiser ein: „Glauben Sie mir nur, lieber Meister, das Metall, aus welchem die Glocke gegossen, hat auch mir in vielen Nächten den Schlaf gestört!"

Das Metall der Glocke wurde bekanntlich aus den eroberten französischen Kanonen gewonnen.

Dieser unglückselige Titel.

Der König Wilhelm von Preußen hat sich bekanntlich erst nach langem Sträuben entschlossen, den Titel „Deutscher Kaiser" anzunehmen. Eines Tages entwickelte sich zwischen dem Kanzler Grafen Bismarck und dem Könige in Versailles folgendes Gespräch. Bismarck, der abermals in den König vergeblich gedrungen, sich endlich zur Annahme des Kaisertitels zu entschließen, fragte ihn zum

Schlusse: „Wollen Ew. Majestät denn auch im neuen, geeinten Reiche ein Neutrum bleiben?" Wilhelm I.

„Ein Neutrum? — was für ein Neutrum?"

„Je nun, das Präsidium des deutschen Bundes!"

Das wirkte mehr als alle bisher ins Feld geführten Gründe. Der König willigte ein.

Hierzu gibt Peter Rosegger in seinen Tagebuchblättern eine interessante Ergänzung. Er schreibt unter dem 19. September 1906 folgendes:

„Heute verlebte ich in Mürzzuschlag eine köstliche Stunde mit dem Oberhofprediger Dr. B. Rogge aus Potsdam. Das ist der Mann, der am 18. Januar 1871 im Thronsaal zu Versailles bei der Kaiser-Proklamation den Festgottesdienst hielt. Seit Jahren verkehrte ich, wenn zumeist auch nur brieflich, mit Rogge, ohne zu wissen, mit welch geschichtlich interessanter Persönlichkeit ich zu tun hatte. Heute nun erzählte er in einem traulichen Kreise von Gesinnungsgenossen, wie es an jenem Tage in jenem Thronsaale zuging. König Wilhelm hatte ihn rufen lassen: „Mein lieber Rogge, nun soll es sein, daß ich diesen unglückseligen Titel (deutscher Kaiser) annehme. Ich habe mich sehr dagegen gewehrt und hatte gemeint, das soll erst meinem Sohne geschehen. Nun, in Gottesnamen, wie die Dinge einmal stehen, kann ich nicht ablehnen." Rogge besichtigte nachher mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Thronsaal. An der Stelle, wo der Thron der französischen Könige gestanden, sollte nun der Altar stehen, der aus einem Tische des Arbeitszimmers Ludwig XIV. erbaut wurde. Gerade darüber an der Wand ragten die Figuren griechischer Göt-

Wilhelm I. tinnen. Dagegen äußerte Rogge Bedenken. „Wir wollen die Damen mit einer Orangerie vermauern," sagte der Kronprinz. Es geschah, und der weltgeschichtliche Vorgang vollzog sich, ohne daß die antiken Göttinnen zusahen. Er wurde mit einem einfachen deutschen Gebete eingeleitet, in dem das Wort „Deutscher Kaiser" zum erstenmal öffentlich zum Ausdruck kam.

Geige und Orgel im europäischen Konzert.

Bald nachdem König Wilhelm zum deutschen Kaiser ausgerufen worden war, und während sein Ruhm durch alle Lande scholl, erzählte der Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt im vertrauten Kreise folgende interessante Episode aus dem Leben des Siegeshelden:

Es war im Jahre 1835, als ich, eben zur Regierung gekommen, eines Tages mit einigen jungen Herrn, die ich zum Besuch hatte, einen Ausflug nach Paulinenzelle machte. In einiger Entfernung von den berühmten Klosterruinen hörten wir Orgelklänge. Wir gingen denselben nach und wurden so in eine Orgelbauwerkstatt geführt, wo eben eine neue Orgel vom Lehrer des Ortes probiert wurde.

Wir traten ein und hörten zu. Ein Herr unserer Gesellschaft, der sich mit ersichtlichem Interesse hinter der Orgelbank aufgestellt hatte, machte dem Lehrer eine Bemerkung über Spiel und Orgel, so daß dieser glaubte, er habe einen musikalischen Kollegen vor sich. „Sie spielen wohl auch Orgel?" fragte der Lehrer und stand auf. „Ein wenig," antwortete der Herr, nahm gleichzeitig auf der

Orgel Platz, registrierte und begann einige Stücke zu spielen. Wilhelm I.
Und wer war der Orgelspieler? Kein anderer, als der Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser. Wir bewunderten das kunstvolle Orgelspiel des Prinzen und fragten, warum er gerade dieses Instrument spielen gelernt habe.

„Nun," sagte Prinz Wilhelm, „da ich nicht berufen bin, einmal die erste Geige im europäischen Konzert zu spielen, so habe ich mich mit der Orgel begnügt."

„Wer konnte damals wissen," fügte der Fürst hinzu, „daß der Orgelspieler von damals dennoch berufen war, auch noch einmal die erste Geige im europäischen Konzert zu spielen?"

Die Orgel, auf der Prinz Wilhelm von Preußen damals spielte, wurde bald darauf für die Schloßkapelle in Schwarzburg erworben, wo ihre Töne heute noch erschallen, ohne wohl ahnen zu lassen, daß sie einst von der Hand des ersten deutschen Kaisers eingeweiht worden ist.

Die Gans in Audienz.

Kurz nach der siegreichen Heimkehr des Kaisers aus dem deutsch-französischen Kriege meldete sich im Palais zu Berlin eine Bauernfrau aus einem Dorfe der Mark, welche, eine wohlgenährte Gans unter dem Arm tragend, diese persönlich dem Kaiser überreichen wollte als Dank dafür, daß ihre sechs Söhne, die am Feldzuge teilgenommen, sämtlich mit heiler Haut heimgekehrt wären. Die Diener erklärten der Frau, daß sie nicht so ohne weiteres zum

Wilhelm I. Kaiser geführt werden könnte. Diese bestand aber trotzdem energisch darauf, bis ein Adjutant hinzukam, dem die Angelegenheit erzählt wurde, und dem die Bäuerin die vom Ortsvorsteher ausgestellten Papiere überreichte, aus denen die Wahrheit ihrer Aussagen hervorging. Der Adjutant trug die Sache dem Kaiser vor, und wenige Minuten darauf stand die Frau vor dem Monarchen, auf sein gütiges Befragen ohne alle Scheu ihren und ihrer Söhne Lebensweg erzählend. Als der treue Martinsvogel das Organ seiner Pflegerin vernahm, glaubte auch er nicht länger schweigen zu dürfen und ließ lustig sein lautes Geschnatter vernehmen; die Versuche der Bäuerin, den Vogel zur Ruhe zu bringen, blieben erfolglos, weshalb die Bäuerin den Vogel zu überschreien suchte. Dies melodische Duett war so komisch, daß der Kaiser nebst seiner Umgebung in das herzlichste Lachen ausbrach. Die Frau wurde reich beschenkt entlassen, die Gans aber brachte seitdem auf Anordnung des Kaisers ihre sorgenlosen Tage in Babelsberg zu, wo sie noch lange gelebt hat.

Als einmal eine Dame dem Kaiser gegenüber meinte, die Gans könne doch stolz darauf sein, vom deutschen Kaiser in Audienz empfangen worden zu sein, erwiderte der Monarch lachend: „Ja, mein Fräulein, diesen Stolz teilt die geflügelte Gans mit mancher ungeflügelten."

Feldmarschall.

Während des Badeaufenthaltes 1886 in Ems sprach der Kaiser auf einem Spaziergange einen Kadetten an,

welcher sich an der Wandelbahn aufgestellt hatte. Im Laufe des Gesprächs fragte der Kaiser den jungen Krieger, was er zu werden beabsichtige. Dieser antwortete etwas stotternd: „Feld — — Feldartillerist, Ew. Majestät." Launig erwiderte der Kaiser: „Sehr bescheiden — Ihre Antwort begann vielversprechend, als ich das Wort — Feld — hörte, glaubte ich, Sie wollten Feldmarschall werden." Wilhelm I.

Lauter Verwandte.

Der Kaiser war 1876 in Bayreuth und nahm dort die altehrwürdige Stadtkirche in Augenschein. Der Küster, ein zutrauliches, freundliches Männchen, zeigte die Sehenswürdigkeiten und war dabei so zutulich und redselig, als ob er einem alten Freunde nach jahrelanger Trennung gegenüberstände. Dieser gewissenhafte Eifer wie das vertrauliche Benehmen des Küsters amüsierten den Kaiser.

In dieser Stadtkirche befindet sich die Gruft der Markgrafen von Bayreuth, darin auch die sterbliche Hülle der Schwester Friedrichs des Großen, Prinzessin Wilhelmine von Preußen, spätere Markgräfin von Bayreuth, ruht.

Um einen ordentlichen Schlußeffekt hervorzubringen, hatte der Küster die Besichtigung der mit Stolz von ihm bewachten Gruft bis zuletzt aufgehoben. So öffnete er nun dieselbe mit großer Wichtigkeit und lud den Kaiser ein, mit hinunter zu steigen. Allein dieser lehnte es ab, doch der Küster war zähe, er wollte sich nicht um den Effekt bringen lassen und nötigte den Kaiser wiederholt, hinabzusteigen, mit den Worten: „Aber steigen Ew. Majestät nur hinab,

Wilhelm I. es sind ja lauter Verwandte unten." Dieser aber entgegnete freundlich im Weggehen: „Nein, mein lieber Herr Küster, ich will noch nicht in die Gruft steigen."

„Darauf fall ich nicht mehr rein."

Kaiser Wilhelm hielt in Bonn Cercle. Einer der Offiziere, welche die Ehre hatten, vorgestellt zu werden, war dem Kaiser nicht bekannt gewesen, und der Adjutant, der sich vorher informiert hatte, flüsterte dem Monarchen zu: „Ist soeben zum Rittmeister befördert worden." Der Kaiser sprach den Betreffenden huldvoll an und gratulierte ihm zur Beförderung zum Rittmeister. Starr vor freudigem Schreck eilt der so Angesprochene, der noch nicht an der Reihe war, Rittmeister zu werden, mit der Meldung zum Kommandeur, welche Ehre ihm widerfahren sei. Der Kommandeur geht zum Adjutanten, und da stellt es sich denn heraus, daß der Adjutant den ältern, den zum Rittmeister beorderten Bruder des jungen Offiziers, mit diesem verwechselt hatte. Reumütig berichtete der Adjutant sein Versehen dem Kaiser. Dieser lächelte huldvoll und sagte: „Nun, da ich dem Herrn zum Rittmeister gratulierte, muß er's wohl bleiben." — Bald darauf war Cour bei Hofe. Der soeben zum Major beförderte, jedoch noch als Hauptmann erschienene Herr v. B. wird dem Kaiser vorgestellt, und der Adjutant flüsterte dem Kaiser zu: „Soeben zum Major befördert." Lächelnd dreht sich der Kaiser um und sagt echt berlinisch: „Nee, mein Lieber, darauf fall' ich nicht mehr rein!"

Weil's im Bädeker steht!

Es war bei Gelegenheit eines Unwohlseins des Kaisers, als im Zimmer des hohen Patienten eine Konsultation der Aerzte stattfand. Seitens derselben wurde dem Kaiser körperliche und geistige Ruhe empfohlen, als gerade in dem Augenblicke die Wachtparade vor dem Palais vorübermarschierte. Die Rufe der Menge zogen den Kaiser ans Fenster, und als ihn der Arzt zurückhalten wollte, sagte er lachend: „Lassen Sie mich nur! Ans Fenster muß ich, es ist Mittag, und im Bädeker steht, daß man mich um diese Zeit von der Straße aus sehen kann." Wilhelm I.

Ein gottgesegneter Mann.

Eine deutsche Ordensschwester aus Syrien besuchte den Kaiser. Sie sprach demselben ihre große Freude aus, Seine Majestät in unmittelbarer Nähe gesehen zu haben. Darauf entgegnete der Kaiser:

„Nun, Sie sehen nichts Besonderes an mir, nur einen alten, gebrechlichen Mann."

Die Schwester antwortete ergriffen: „Und doch etwas Besonderes, Ew. Majestät."

Hier fiel der Kaiser demütig ein:

„Ja wohl, ich bin ein von Gott ganz besonders gesegneter Mann."

Schon regiert?

Infolge des im Jahre 1878 gegen den Kaiser stattgefundenen Nobilingschen Attentates übertrug der Kaiser

Wilhelm I. während seines Krankenlagers die Geschäfte der Regierung dem Kronprinzen. Abgesehen von den physischen Schmerzen, betrübte es den Kaiser sehr, daß ihm einer seiner Untertanen, der noch dazu den gebildeten Ständen angehörte, in so heimtückischer Weise nach dem Leben getrachtet hatte. Doch als die ersten Tage des Leides und der Aufregung vorüber waren, erstarkte im Kaiser auch dessen heiterer Sinn und frohe Laune wieder.

Als eines Tages der Kronprinz seinem kaiserlichen Vater den Morgengruß entbot, fragte der Kaiser, ihm die linke nicht verwundete Hand darreichend:

„Nun, lieber Fritz, hast du heute schon regiert?"

Ein Wunder.

Der Kaiser war auf einer Jagd im Harz. Die von ihm zur Strecke gebrachten Stücke beliefen sich auf achtundzwanzig. Wie ihm dies gemeldet wurde, hörte er verwundert zu und erwiderte gut gelaunt:

„Bei diesem Resultate fallen mir die Worte ein: Es geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schülerweisheit nichts träumen läßt; denn ist es nicht ein Wunder, daß ich achtundzwanzig Stück erlegte, während ich doch nur fünfundzwanzig Patronen verschossen habe?"

Der dort!

Ein höherer preußischer General bat einst den Kaiser Wilhelm, ihm eine Schwadron Kavallerie für den Dienst

in der Hauptstadt seines Gouvernements zu bewilligen.
Lachend erwiderte der Kaiser, mit dem Finger auf Moltke zeigend: „Lieber General, da müssen Sie sich an den dort wenden — der hat ganz allein über alle unsere Truppen zu verfügen, und ich muß froh sein, wenn er mir nur meine Stabswachen nicht fortnimmt!"

Der alte Mantel.

Der Kaiser trug über seiner Uniform den grauen, historischen Hohenzollernmantel. Wie alles in der Welt, so gingen auch diese Mäntel allmählich ihrem Verfall entgegen; der Kaiser aber war auf jede Weise bestrebt, ihre Außerdienststellung so weit wie möglich hinauszuschieben. Der kaiserliche Garderobier war jedoch anderer Meinung, wenn er pflichtgemäß alte, verschossene Mäntel und Uniformgegenstände beiseite zu schaffen suchte, um sie durch neue zu ersetzen. Der Kaiser hatte nun einen Mantel über dessen angemessene „Dienstzeit" weit hinausgetragen, und der Garderobier hatte ihn infolgedessen zurückgestellt. Wenige Tage später vermißte der Kaiser das alte Kleidungsstück. „Wo hast du meinen Mantel gelassen?" fragte er den mit der kaiserlichen Toilette beschäftigten Garderobier. — „Majestät, der Mantel ist schon zu schlecht und zu sehr verschossen, als daß er noch getragen werden könnte," entgegnete der Diener. „Was willst du mit dem Mantel beginnen?" fragte der Kaiser. „Ich will ihn zu einem wohltätigen Zweck verkaufen," antwortete der Gefragte. „So, und was gedenkst du dafür zu erhalten?" lautete wiederum

Wilhelm I. die Gegenfrage des Kaisers. „Etwa neun Mark, Majestät!"

„Na, die will ich dir geben, aber nur unter der Bedingung, daß du mir den Mantel, welcher zum Ablegen noch viel zu schade ist, zurückgibst." Der Kaiser händigte dem Garderobier drei Taler ein, und der alte Mantel mußte noch längere Zeit Dienste tun.

*

An dem ersten Tage, an welchem das Thermometer unter fünf Grad Wärme sank, legte der Kammerdiener seinem Herrn jenen warmen Uniformmantel hin, den der Kaiser seit vielen Jahren benützte. Der greise Monarch trat, als er den Rock angelegt hatte, zum Spiegel, betrachtete sich da eingehend und meinte endlich: „Ich glaube, man sollte die Aufschläge erneuern, sie sehen schon recht verschossen aus." Diese Kritik überraschte den Kammerdiener umsomehr, als der Kaiser äußerst schwer zu bewegen war, ein Stück, das ihm durch langen Gebrauch bequem und gewohnt geworden, ändern zu lassen oder gar abzulegen, und so machte der Diener die Bemerkung, es wäre wohl angezeigt, einen neuen Mantel anfertigen zu lassen. „Was fällt dir ein," sagte der Kaiser, „der muß noch aushalten, ich habe nachgeforscht, ich trage ihn noch nicht einmal so lange, als ein guter Rekrutenmantel im Heere dienen muß."

Muß den Gesetzen gehorchen.

In einem sehr schwierigen Patentprozeß mit einer bekannten Berliner Möbelfabrik verwickelt, versäumte ein aus-

wärtiger Fabrikant die rechtzeitige Zahlung der Patent-
gebühr an das Kaiserliche Patentamt, obgleich der schwebende Streit ihn besonders vorsichtig machen mußte und das Gesetz ihm mit einer Frist von „drei Monaten nach der Fälligkeit" hinlänglich Zeit gewährt hatte. Es war dies im Winter während der Zeit der großen Schneefälle; das Geld wurde erst am zweiten Tage vor Ablauf der Frist auf die Post gegeben, blieb mit dem eingeschneiten Zuge unterwegs liegen und gelangte infolgedessen zu spät an das Patentamt, so daß dieses das betreffende Patent für erloschen erklären mußte. Vergeblich wandte sich nun der Säumige an alle Instanzen, — der Prozeß war durch force majeure entschieden, das Patent erloschen. Der Fabrikant hatte sein Alles auf dieses Patent gesetzt und glaubte, ein Bittgesuch an den Kaiser müßte ihn retten. Doch des Kaisers Antwort lautete: „Sehr bedauerlich. Höheren Gewalten und ihren Schickungen bin auch ich unterworfen; auch ich muß den Gesetzen des Landes gehorchen."

„Frühstücken, das kann er!"

Eines Tages beabsichtigte der Kaiser das Regiment der Gardes du Korps zu besichtigen und bei jener Gelegenheit das neue Offizierkasino der bezeichneten Truppe in Augenschein zu nehmen. Schlechtes Wetter verhinderte ihn, die militärische Besichtigung auszuführen, während die allmählich eingetretene Besserung der Witterung ihn in den Stand setzte, bei der Einweihung des Kasinos zugegen zu sein. Bei dem sehr opulenten Frühstück bemerkte der hohe Herr

Wilhelm I. zum General von Albedyll: „Nun werden die Leute denken: Dienst tun konnte er nicht — aber frühstücken — das kann er!"

Kaiser Wilhelm als Zeitungskorrektor.

In einem eigenhändigen Brief rügte der Kaiser einige Versehen, welche in einem Zeitungsartikel untergelaufen waren, der sich auf den Geburtstag des Kronprinzen bezog. Der Brief, welchem die betreffende Nummer der Zeitung beilag, worin Kaiser Wilhelm die fehlerhaften Stellen mit Bleistift angestrichen hatte, lautet:

In der anliegenden Zeitung sind im Artikel: Zum 18. Oktober zwei so enorme Fehler passiert, die wirklich nicht ungerügt bleiben können:

1., daß mein Sohn im Tauentzienschen Hause (jetzigen Palais) geboren sei, während er im Neuen Palais geboren ist und zwar der 1. Mensch, der in demselben geboren;

2., daß meine Krönung 1861 die erste sei, die in Königsberg stattfand, während die erste Krönung gerade die des 1. Königs F. I. von Preußen in Königsberg stattfand und dann nicht wieder bis zur meinigen.

Diese Correctur muß wirklich veranlaßt werden.

W. 19./10. 85.

Die Unkosten gedeckt.

Als Kronprinz Rudolf von Oesterreich zum letztenmal bei Kaiser Wilhelm im Jagdschloß Letzlingen weilte, spielten dieselben mit vier andern der fürstlichen Jäger eine Partie

Billard um den Einsatz von je 50 Pfennig. Der Kaiser gewann und suchte bald darauf sein Schlafzimmer auf, aus dem er jedoch noch einmal zurückkehrte, um seine vergessene Schußliste zu holen und dem Oberjägermeister von Meyerinck dabei ein Wort über die Jagd zu sagen. Er fand die Herren bei den Karten. „Was spielt ihr denn da?" fragte der Kaiser. „O, ein Kinderspiel, Majestät; Meine Tante, Deine Tante." (Naschi-Waschi.) „Da kann ich ja mithalten," erwiderte der Kaiser, setzte den vorher gewonnenen Taler, und gewann einen zweiten. Lächelnd schob der Kaiser das gewonnene Geld in die Westentasche, und als Herr von Meyerinck bemerkte: „Majestät können ja noch einmal setzen," antwortete er: „Ich danke, die heutigen Unkosten habe ich gedeckt," und zog sich darauf zurück.

Aber die Kosten.

Herr von Hülsen hatte einen umfassenden Reorganisationsplan der königlichen Theater ausgearbeitet, nach welchem im Schauspielhause wie bisher Schauspiele, die keine besondere Ausstattung erforderten, gegeben werden sollten. Das Opernhaus würde dann für Spielopern und größere Schauspiele, wie »Jungfrau von Orleans« u. s. w. reserviert bleiben, während für die großen Opern ein neues Theater erbaut werden sollte. Der Kaiser hörte dem Vortrag teilnehmend zu, zum Schlusse bemerkte er jedoch lächelnd: „Sehr gut, alles sehr gut und schön — aber die Kosten, diese Kosten!" Und scherzend schloß er dann die Audienz, nachdem noch einige andere Angelegenheiten erledigt waren, mit den Worten: „Auf die Idee mit dem Neubau — ich

 glaube, Persius hat auch schon einmal ähnliches erörtert — wollen wir zurückkommen, wenn ich mal das große Los gewonnen haben werde."

Keine Schlafröcke.

Ein schlauer Modewarenhändler glaubte sich auf recht kluge Weise das Prädikat »Hoflieferant« zu erobern. Er sandte an den Kaiser einen seidenen Schlafrock von ausgesucht luxuriöser Ausstattung und bat um Verleihung des Titels »Hoflieferant«. Der Modewarenhändler war, vermöge des allerdings prachtvollen Schlafrockes, seines Sieges so gewiß, daß er bereits die Zeichnung seiner neuen Firma mit dem kaiserlichen Wappen in Auftrag gegeben hatte. An dem Tage, an welchem ihm der Zeichner den Entwurf dazu sandte, erhielt er aus Berlin auch den Schlafrock mit den lakonischen Worten zurück: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke."

Das nicht rot Angestrichene.

Ein hoher Beamter nahm in Ems am frühen Morgen die für den Monarchen einlaufenden Journale in Empfang und bezeichnete mit roter Tinte die Aufsätze, die dem Kaiser zur Kenntnis gebracht werden sollen. Eines Tages nahm der Kaiser seinem Vorleser zufällig ein Blatt aus der Hand und ließ sich über die Bedeutung der Striche informieren. Hierauf sagte er dem Sekretär: „So, mein Bester, jetzt bitte noch einmal anzufangen; lesen Sie mir aber nur das vor, was nicht rot angestrichen ist."

Quitt.

Als der Kaiser eines Tages das Theater ungewöhnlich früh wieder verließ, fuhr der Wagen vor, aber der Jäger fehlte; der Kaiser mußte warten. Ein Theaterdiener folgte der Andeutung des Leibkutschers und holte den Säumigen. Zu Tode erschrocken, stammelte dieser mit bebenden Lippen eine Entschuldigung. Des Kaisers überaus ruhige Antwort war: „Was machst du für Aufhebens von der Sache? Du hast oft auf mich warten müssen, jetzt habe ich einmal auf dich gewartet. Wir sind quitt! Oeffne mir den Wagenschlag!" Wilhelm I.

Noch zu jung.

Als Kaiser Wilhelm im Frühling 1885 ernstlich erkrankt war, wollten nach seiner Genesung die Aerzte nicht zugeben, daß der Vierundachtzigjährige den bald darauf stattfindenden Manövern zu Pferde beiwohne, man fürchtete eine zu große Anstrengung für den Kaiser. Seine Majestät bestand aber darauf, den Manövern zu Pferde beizuwohnen. Man machte endlich den Vermittlungsvorschlag, der Kaiser solle den Manövern zu Wagen folgen.

„Nicht möglich!" wehrte der Kaiser ab, „es gibt nichts, was unmilitärischer wäre!"

„Majestät," wendete ein General ein, „auch Friedrich der Große hat Manöver zu Wagen mitgemacht!"

„Ja," erwiderte der greise Kaiser, „aber das tat er nur in seinen letzten Lebensjahren, dazu bin ich noch zu jung."

„Da muß ich freilich gehorchen".

Wilhelm I. Nach den Tagen der letzten Gasteiner Kaiser-Zusammenkunft, als das österreichische Herrscherpaar sich vom Kaiser Wilhelm verabschiedete, wollte es sich dieser nicht nehmen lassen, seine hohen Gäste eine Strecke zu begleiten. Die Witterung war aber unfreundlich und rauh, so daß Kaiser Franz Josef seinen kaiserlichen Freund bat, sich dem feuchtkalten Wetter nicht auszusetzen. Doch Kaiser Wilhelm, welcher die Obersten-Uniform seines österreichischen Regiments trug, wollte durchaus von seinem Vorhaben nicht ablassen. Da sagte Kaiser Franz Josef scherzend: „Dann befehle ich dir, zu bleiben!" Diese launige Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht. Kaiser Wilhelm ging auf den Scherz ein, nahm die stramme Haltung eines Untergebenen an und erwiderte salutierend:

„Da muß ich freilich gehorchen."

Eine Nähmaschinen-Utensilie.

Bei einem Besuche im Viktoria-Bazar ließ sich der Kaiser, der mit seiner Gemahlin erschienen war, von einer der Damen, um diese zu ehren, die Konstruktion der Nähmaschine erklären. Er fragte auch wohl scherzweise, wozu die kleine Schublade unter der Maschinenplatte angebracht sei: „Zur Aufbewahrung der kleinen Maschinenutensilien," antwortete etwas verlegen die junge Dame. Der Kaiser hatte erwartet, daß dieselbe das Kästchen herausziehen würde, doch da dies nicht geschah, schloß er richtig, daß

dessen Inhalt nicht ganz in Ordnung sein möge. Mit einem launigen „Sie gestatten wohl?“ zog der Kaiser die Schublade heraus, aus dem ihm ein appetitliches belegtes Butterbrötchen entgegenglänzte. Lächelnd fragte der Kaiser: Wilhelm I.

„Gehört diese Utensilie auch zur Maschine?“

Gewandt entgegnete die Dame: „Ja, Ew. Majestät, zur Maschine des menschlichen Körpers!“

Angenehm berührt von der witzigen Bemerkung wandte sich der Kaiser an seine Gemahlin und sagte:

„Sieh, das Maschinennähen scheint durchaus nicht geisttötend zu sein.“

„Was Sie nicht sagen!“

Eines Tages wurde dem Kaiser auf der Reise ein Beamter vorgestellt; dieser hatte seine drei Kinder bei sich. Der Kaiser fragte:

„Ist dies Ihre Familie?“

„Ja, Majestät, sie sind fünf, zehn und fünfzehn Jahre alt, und es ist dies die einzige Quinquenalzulage, die ich während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit erhalten habe!“

Darauf erwiderte der Kaiser den zur Erreichung eines selbstsüchtigen Zweckes nicht wohl angebrachten Witz ganz ähnlich, wie es in solchen Fällen mit gleichem ablehnendem Humor Friedrich der Große zu tun pflegte:

„Was Sie nicht sagen, das ist wenig!“

Der Mann horchte freudig auf in angenehmer Erwar-

 tung der Dinge, die da kommen sollten; doch der Kaiser fuhr fort:

„Denn Sie hätten in dieser Zeit fünfmal so viel bekommen können!"

Die medizinischen Tyrannen.

Als der Kaiser das letztemal in Blankenburg am Harz war, wollte man ihn bestimmen, des unfreundlichen, kalten und nebligen Wetters wegen von der Teilnahme an der Jagd abzustehen. Endlich gab der Kaiser teilweise nach und ließ die Prinzen Albrecht und Heinrich, den Herzog von Altenburg und den Fürsten von Rudolstadt zu sich bitten.

Auf die Leibärzte, Generalarzt Dr. Leuthold und Stabsarzt Dr. Tiemann weisend, sagte der Monarch ärgerlich-humoristisch: „Diese medizinischen Tyrannen gönnen mir wieder das heutige Jagdvergnügen nicht. Ich könnte mich erkälten und mir den Schnupfen holen, als ob ich ein kleines Kind sei. Und dabei berufen sie sich stets auf die Kaiserin, die ihnen die strengsten Befehle gegeben, mich vor Erkältung und Ueberanstrengung zu behüten. Schon in Berlin lagen sie mir den ganzen Sonntag Morgen in den Ohren, ich solle überhaupt nicht nach Blankenburg fahren. Die Reise sei zu anstrengend, das Wetter zu schlecht — und was sonst nicht noch alles. Natürlich mußte auch wieder die Kaiserin herhalten. Ich ließ sie reden — und dachte das Meine. In der letzten Stunde aber sagte ich mit einer gewissen Bestimmtheit, die meine Umgebung kennt und auch zu respektieren gelernt hat: „Meine Herren,

machen Sie sich bereit, wir fahren! Ich muß doch mein liebes Blankenburg, wo ich so manche fröhliche Stunde verlebt, und den schönen Harz, in dessen Wäldern ich so manchen Keiler erjagt habe, noch einmal — vielleicht zum letztenmal — wiedersehen. Und vor allem: ich muß doch meinen lieben Neffen, den Prinzen Albrecht, als Braunschweigs Regenten in seinem schönen Lande begrüßen. Also, wir fahren! Bei der Kaiserin werde ich Sie vertreten.

So sind wir denn trotz aller medizinischen Bedenken hier. Zum zweitenmal in zwei Tagen darf ich den besorgten Herren aber doch nicht so derb kommen. Und so schlage ich denn ein Kompromiß vor: Heute morgen bin ich ein gutes Kind und tue folgsam, was die Herren Doktors wollen, und bleibe still zu Hause. Nachmittag aber müssen die Herren Mediziner dafür auch tun, was ich will — da fahre ich mit Ihnen allen zum zweiten Jagen. Und so wünsche ich Ihnen denn für heute vormittag viel Vergnügen im lustigen Waldrevier!"

„Wenn ich ein gewöhnlicher General wäre."

Ein nach Berlin kommandierter höherer Offizier hatte beim Kaiser Audienz. Der Monarch ehrte den Offizier, den er von früher her sehr gut kannte, durch eine längere Unterhaltung, wobei er auch auf einen verdienten alten General im Garnisonsorte des Offiziers zu sprechen kam.

„Ja, ein tüchtiger General," sagte der Kaiser, „das ist wahr, nur schade, daß er nicht mehr reiten kann."

Nach einer kleinen Pause sprach der Kaiser weiter:

Wilhelm I.

„Ich kann ja auch nicht mehr reiten, und ich sage Ihnen" — hier neigte er sich dicht an das Ohr des Offiziers — „wenn ich ein gewöhnlicher General wäre, so hätte ich schon längst den Abschied bekommen!"

Kaiser Friedrich III.

(9. März bis 15. Juni 1888.)

Kindliches Rechtsgefühl.

Godet, der Erzieher, erzählt von seinem Zögling, wie ein von ihm wahrgenommenes Unrecht das Gefühl des sonst so sanftmütigen Prinzen in lebhaften Zorn versetzte: „Ein einzigesmal habe ich das Kind sich heftig erzürnen sehen. Wir gingen den Hügel von Babelsberg hinunter, als wir einem schweren Sprengwagen begegneten, von einem armen, erbärmlichen kleinen Esel gezogen, den der Führer H. mit Peitschenhieben reichlich bedachte. Entrüstet sagte der Prinz zu mir: „Herr Godet, wenn ich groß bin, werde ich den Herrn H. an diesen Wagen anspannen, das große Faß darauf legen, und dann muß er es nach oben ziehen. Dabei wird man ihm auch Peitschenhiebe geben, um ihn zum Gehen zu bringen." Das Unrecht forderte seinen ganzen Zorn heraus.

Früh schlagfertig.

Die Gabe schlagfertigen Witzes und unverwüstlichen Humors, die dem Prinzen später so vieler Herzen gewann, war ihm schon früh eigen. Er liebte es, wenn der von ihm mit einem neckischen Witzworte Bedachte auf der Stelle schlagfertig erwidern konnte, war aber jeder Unehrerbietung seiner Person gegenüber, besonders wenn dieselbe auf dünkelhaftes und leichtfertiges Wesen zurückzuführen war, sehr empfindlich und verstand es in solchem Falle ausgezeichnet, dem Betreffenden eine derbe Abfertigung zuteil werden zu lassen. So trug sich, wie Paul Lindenberg erzählt, auf einem Balle ein drastischer Fall zu, wobei der Prinz die Lacher auf seiner Seite hatte. Während einer größeren Tanzpause hatte sich der Prinz, der damals in Bonn studierte, mit einigen Kommilitonen in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Er schilderte hier mancherlei Eindrücke der Erlebnisse während seiner kurz vordem unternommenen Reise durch die Schweiz. Er verriet hierbei eine ungewöhnliche Kenntnis von Land und Leuten, und als ihm seine Zuhörer ihr Erstaunen darüber ausdrückten, bemerkte er, daß er mancherlei Gelegenheiten zu Beobachtungen aller Art gefunden hätte, da er, um sich das Land mit Muße und unbelästigt von zudringlichen Reisenden ansehen zu können, im strengsten Inkognito gereist sei. „Ah," drängte sich da ein junger Student, nennen wir ihn Schmidt, vor, „ich habe gleichzeitig mit Eurer königlichen Hoheit die Schweiz besucht und bin ebenfalls inkognito gereist!" „So, auch inkognito," bemerkte spöttisch der Prinz, „dann sind Sie

Friedrich III.

 wohl unter dem Namen Schulze gereist, nicht wahr?“ und plauderte dann von einer kürzlichen Jagdpartie, während Studiosus Schmidt an dem Abend nicht mehr gesehen ward.

Die Jungfernrede.

Im Jahre 1851 besuchte der Prinz Fritz von Preußen als Bonner Student den Karneval in Köln. Hier sollte er zum erstenmal vor einer großen Versammlung öffentlich reden. Bei dieser seiner Jungfernrede wäre der flotte Student, der sonst das Wort so gewandt zu führen verstand, beinahe entgleist. In seiner bekannten humoristischen Weise hat er dem späteren Bürgermeister von Köln, als er kurz vor dem Ausbruch des Krieges 1870 den Isabellensaal bei Gürzenich besuchte, dies Erlebnis mitgeteilt und auf die verhängnisvolle Stelle des Saales hindeutend, wo er damals als Festredner stand, erzählte er demselben folgendes:

„Sehen Sie, Herr Oberbürgermeister, an diesem Platze habe ich einmal im schwersten Sinne des Wortes Blut geschwitzt. Als ich in Bonn studierte, schrieb mir mein Vater einst in einem Briefe unter anderem, daß ich zu einer Feierlichkeit in Köln, welche hier im Isabellensaale stattfinden sollte, eingeladen werden würde, und daß ich dieser Einladung würde Folge leisten müssen. Nun kenne ich meinen Vater und weiß, daß, wenn er in einem solchen Tone spricht, dies einem Befehle gleichkommt, und er keinen Widerspruch duldet. Ich nahm daher die Einladung, die kurz darauf an mich erging, auch an und sagte mein Er-

scheinen bei dem Feste zu. Es war dies die erste Festlichkeit, welcher ich offiziell als Repräsentant meines Hauses beiwohnte, und da ich voraussichtlich als solcher von den Festgebern begrüßt werden würde, so setzte ich mir eine Rede auf, die ich als Antwort auf jene Begrüßung halten wollte. Ich lernte diese Rede auswendig, und bald konnte ich sie zu meiner Freude den Wänden meines Studierzimmers ganz flott und ohne zu stottern vordeklamieren. So vollständig auf die Dinge, die da kommen sollten, gerüstet und vorbereitet, reiste ich am Tage des Festes seelenvergnügt nach Köln, begab mich zur festgesetzten Stunde in den Isabellensaal und wurde hier mit Herzlichkeit empfangen. Das Fest nahm seinen frohen Verlauf, und als die erwartete Ansprache an mich vorüber war, erhob ich mich von meinem Platze und begann: „Meine Herren!" — Aber so ausgezeichnet ich auch vorher meine Rede konnte, so ohne Anstoß ich sie auch kurz vor dem Eintritt in den Isabellensaal mir noch einmal rekapituliert hatte, jetzt, wo ich aller Augen auf mich gerichtet sah, jetzt konnte ich den Anfang nicht finden. Vergeblich suchte ich mich in der Eile auf den Anfang zu besinnen — umsonst, umsonst! — Der Faden war mir völlig abgeschnitten. „Meine Herren!" begann ich mehrmals, einen neuen Anlauf nehmend, hoffend, daß ich nunmehr den Anfang der Rede treffen würde — eitles Bemühen! — Denn auch jetzt wollte sich meine so schön einstudierte Rede vor dem geistigen Auge nicht aufrollen. Und doch hingen alle Blicke an meinem Munde, meiner Rede erwartungsvoll entgegensehend; Totenstille herrschte im ganzen Saale. Heiße Angst überfiel mich;

Friedrich III.

Friedrich III. dicke Schweißtropfen perlten an meiner Stirn; tausend Gedanken flogen blitzschnell durch mein fieberndes Gehirn; sollte ich, ein Hohenzoller, mir das Armutszeugnis geben, mir selbst ausgestellt vor Leuten, die womöglich meine Untertanen werden würden, wenn — was Gott noch recht lange Zeit hinausschieben möge — ich einst König geworden? Nein, das konnte, das durfte nicht sein, und mit einer Verzweiflung, die nur derjenige kennt, der sich in ähnlicher Lage befunden, erhaschte ich ein Wort, welches, als in der Mitte meiner Rede stehend, mir einfiel, sprach es aus, erinnerte mich der nächstfolgenden Worte, und ich hatte den Faden meiner Rede. Zwar hatte ich diesen nur von der Mitte an, allein ich wurde jetzt sicher, verflocht gelegentlich die Gedanken des ersten Teils der Rede mit denen des zweiten Teils, damit Logik, sowie der richtige Sinn der Rede herauskäme, und schloß dieselbe sodann genau mit den Worten, die ich mir als effektvolle Schlußworte in dem Konzept meiner Rede niedergeschrieben hatte. Wie froh, wie glücklich war ich, als ich mich wieder niedersetzte! Und mit heiterem Sinne, wie ihn nur innere Zufriedenheit zu schaffen vermag, wohnte ich sodann dem Feste bis nahe zum Schlusse bei. Sehen Sie, lieber Oberbürgermeister, das war meine Jungfernrede, und nun glauben Sie bei den sie begleitenden Umständen wohl, wenn ich vorhin sagte, daß ich damals Blut geschwitzt habe.“ Lachend wies der Kronprinz nochmals auf die betreffende Stelle hin.

La Belle Alliance.

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Princess Royal von England, die im Jahre 1858 stattfand, war schon längere Zeit vorher geplant worden. Die Angelegenheit erfuhr durch den damaligen preußischen Gesandten in London, von Bunsen, eine ganz besondere Förderung. In einem an Georg von Bunsen, den Sohn des Gesandten, gerichteten Schreiben hebt dies die Kaiserin Augusta besonders durch folgende Zeilen hervor: Friedrich III.

„. . . Diese eheliche Verbindung, welche Gottes Segen begleitet, ist im vollsten Sinne des Wortes das Werk Ihres Vaters. Ich will zwar gern bekennen, daß während meines ersten Besuches in England mir einige ernste Gedanken an eine solche Zukunft für meinen Sohn aufgestiegen waren; als aber Ihr Vater mir das Ganze näher entwickelte, packte mich der Wunsch mit ganz andrer Gewalt.“ Hierzu bemerkt Georg von Bunsen: „Obwohl in obigem die Einwirkung des Gesandten doch wohl überschätzt gewesen sein mag, so wolle man mir noch gestatten, ein artiges Diplomatenstückchen aus der Zeit jenes „ersten Besuches“ der Prinzessin von Preußen im Jahre 1846 zu erwähnen. Früh am Morgen vor der Abreise war Bunsen in das Vorzimmer im St. Jamespalast getreten, um sich zu verabschieden. Der Tisch war mit Kupferstichen aller Art, unter denen die erlauchte Frau noch eine Auswahl treffen wollte, ganz bedeckt. Er verfiel auf den Gedanken, ein damals sehr geschätztes Bild, die Begegnung Blüchers und Wellingtons

 darstellend, mit der Unterschrift La Belle Alliance abseits zu legen und hierüber die Bildnisse des jugendlichen Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeß Royal so zu breiten, daß jene Unterschrift sichtbar blieb. Im Augenblick, da die Prinzessin von Preußen eintrat, war er hiermit eben fertig geworden. Ihr rasches Auge hatte die Zusammenstellung gleich bemerkt. Man verstand sich."

Als Kaiser Wilhelm II. geboren wurde.

Im Januar 1859 wurde im Kronprinzenpalais in Berlin ein freudiges Ereignis erwartet, das am 27. d. M. mit der Geburt eines Prinzen eintrat. Im Lustgarten wurden die üblichen 101 Kanonenschüsse abgefeuert. An diese Salutschüsse, womit des späteren dritten deutschen Kaisers, Wilhelms II., Eintritt ins Leben begrüßt wurde, knüpfen sich folgende Anekdoten:

Im Zimmer des Prinzregenten harrte vor dem Eintritt des erwarteten frohen Ereignisses ein Artillerieoffizier der Ordre des Prinzregenten wegen Abgabe der üblichen Kanonenschüsse. Nachdem er den Befehl empfangen, bleibt er noch eine Weile unschlüssig stehen. „Wünschen Sie noch etwas?" fragt ihn der Prinzregent. „Ja, königliche Hoheit," antwortete der Offizier, „ich habe meine Instruktion für die Geburt eines Prinzen und auch für eine Prinzessin. Was aber soll ich tun, wenn uns der Himmel einen Prinzen und eine Prinzessin schenkt?" Laut lachend gibt der Prinzregent in bester Laune zurück: „Dann verfahren Sie nach unserem preußischen Wahlspruch: Suum cuique."

Als der Prinz von Preußen unmittelbar nach der Geburt des Prinzen Wilhelm ganz strahlend vor Vaterglück in die Kaserne der Gardeartillerie kam, um daselbst am Kriegsspiel teilzunehmen, amüsierte er sich höchlichst über eine Mitteilung, die einer der jungen Offiziere ihm machte. Friedrich III.

Der Prinz stand mitten im Saale, umgeben von den Anwesenden, welche mit freudigen Mienen ihm Glück wünschten, leuchtend vor Stolz und Seligkeit.

„Haben königliche Hoheit denn auch schon gehört, was hier in Berlin die Jungens sich erzählen?" fragte jener Offizier, eine Gesprächspause geschickt benutzend und mit einem Gesicht, das hinter dem angenommenen Ernst den Schalk kaum verbergen konnte.

Allgemeine Stille.

„Die Jungens?" fragte der Prinz erstaunt, indem er den Sprecher ansah und bereits im voraus lächelte, während andere ganz ernst darein blickten.

„Zu Befehl, königliche Hoheit ... Als ich früh die Luisenstraße hinunterging, blieb ich plötzlich stehen. Königliche Hoheit können denken, wie sehr man allenthalben gespannt war, gerade in jenen Tagen, alle Welt war auf dem Qui vive.

„Bum ... ha, also jetzt! ... Ich stand wie angenagelt und horchte. Zwei Jungens, die eben zur Schule wollten, horchten ebenfalls, dicht vor mir, mit offenem Munde.

„‚Eins!' zählten sie, crescendo. Bum ... zwei, bum ... drei, bum ... vier! Die Aufregung stieg bemerklich. Bum ... fünf! Und so fort bis neun. Plötzlich aber

 verstummte das Bumbum ... Es wurden nämlich nur Geschütze draußen bei Tegel eingeschossen, und der Wind stand gerade von dort herüber. Als gar nichts weiter kam, sahen sich die beiden Jungen ganz betroffen an.

‚Du lieber Gott! ... Nich mal 'n Mächen,' sprach der eine von ihnen kopfschüttelnd, und sehr enttäuscht gingen sie weiter in die Schule."

*

Von einem heiteren Worte des damaligen Prinzen von Preußen und einem charakteristischen Zuge seines Erstgebornen berichteten bald darauf die Zeitungen. Nach Beendigung eines Empfanges, den der Prinz einer Abordnung von Berliner Bürgern gewährt hatte, zeigte er in seiner leutseligen, schlicht bürgerlichen Art jenen Männern aus dem Volke sein Söhnlein, das damals wohl ein Jahr alt war. Als einer der biederen Berliner dem kleinen »Einjährigen« seine Uhr zum Spielen hinhielt, umklammerte dieser sie fest mit seinen Händchen und wollte sie nicht wieder loslassen. Der Vater bemerkte mit sichtlicher Freude diesen Vorgang, wandte sich lächelnd an den Besitzer der Uhr und sagte: „Da sehen Sie! Was ein Hohenzoller einmal in seinen Händen hält, läßt er so leicht nicht wieder los!"

Zu teuer.

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Gemahlin wohnten 1867 in dem etwa zwei Meilen von Warmbrunn entfernten Schloß Erdmannsdorf. Das kronprinzliche Paar besuchte

häufig Warmbrunn und machte dort Einkäufe. So kam es auch in den Laden eines Spielwarenhändlers, um für den Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser, Kleinigkeiten auszuwählen. Ein Schaukelpferd, Säbel, Helm, Patrontasche hatte der Kronprinz ausgesucht; der hohe Herr verlangte nun die Rechnung. „Aber das hat ja Zeit, königliche Hoheit," sagte sich tief verneigend der Kaufmann. „Nichts da, mein Bester, ich borge nicht," versetzte, die Börse ziehend, der Kronprinz, „was kosten die Sachen?" Der Händler, der dem fürstlichen Besuche gegenüber auch fürstliche Preise machte, rechnete nun für die Gegenstände eine unverhältnismäßig hohe Summe aus. Da klopfte ihm der Kronprinz auf die Schulter und sagte: „Das ist für meine Verhältnisse zu viel; da wird mein Junge vorläufig noch auf die Spielsachen verzichten müssen." Sprach's, bot der Kronprinzessin den Arm und ließ den Kaufmann verblüfft stehen, um im Nebenladen seine Einkäufe zu besorgen. Friedrich III.

Der Vertrag.

Bei der Besichtigung der St. Georgskirche in Nördlingen sprach sich der Kronprinz lobend über deren Pracht und Größe aus. Es wurde ihm dabei mitgeteilt, daß die katholische Kirche in Dinkelsbühl noch schöner und größer sei; er beschloß daher, auch diese zu besichtigen. Der Magistrat von Dinkelsbühl wurde telegraphisch hiervon in Kenntnis gesetzt, und so erwartete eine städtische Abordnung den Kronprinzen. Bei seiner Ankunft trat der Bürgermeister auf ihn zu, um eine Ansprache zu halten; doch der Kron-

Friedrich III. prinz wehrte ab mit den Worten: „Wissen Sie was, wir zwei schließen miteinander einen Vertrag ab: Sie reden nichts, und ich rede nichts!“ worauf die Besichtigung stattfand.

Dat kenn ik.

Als der Kronprinz einst von Wittmund nach Aurich reisen wollte, mußte er dort ein Gespann nehmen. Unterwegs sagte er zu dem Kutscher, der die Pferde etwas zu sehr schonte: „Sie bekommen ein gutes Trinkgeld, wenn Sie rascher fahren!“ Der biedere Rosselenker, der keine Ahnung davon hatte, wen er fuhr, erwiderte darauf ganz erregt: „Ja, dat kenn ik woll; letz heff ik ok so'n finen Herrn fohren, un wat heff ik krägen? En Sch...“ und hier folgte ein derber ostfriesischer Ausdruck, der mehr als nichts bedeutet. In Aurich angekommen, erzählte der Kronprinz unter fröhlichem Lachen das heitere Intermezzo und ließ dem Kutscher ein gutes Trinkgeld reichen.

Der Zauber der Gardeuniform.

Unserer deutschen Gardeuniform muß zweifellos eine bezaubernde Macht innewohnen. Sie hat neuerdings nicht nur der schlotterigen und krummbeinigen Gestalt des Tilsiter Schusters Wilhelm Voigt einen Nimbus verliehen, daß er es vermochte, die wohllöblichen Stadtväter von Köpenick zur blinden Unterwerfung zu zwingen, sondern sie imponiert selbst den Berliner Schusterjungen, denen doch sonst nichts auf der Welt Achtung und Respekt abnötigt.

Davon zeugt folgende Anekdote aus dem Leben Kaiser Friedrichs: Friedrich III.

Schlendern da eines Tages Fritze und Wilhelm, zwei ausgepichte Berliner Rangen, die soeben mit stolzem Gefühl die Wachtparade zum königlichen Schlosse geleitet haben, die Linden entlang dem Brandenburger Tor zu. Vor dem Schaufenster einer Gemäldeausstellung bleiben sie plötzlich wie elektrisiert stehen. Ein Porträt, das den deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in der Uniform der Gardes du Corps mit dem Adlerhelm auf dem Haupte darstellte, hat es ihnen angetan.

„Kike mal, Willem," sagte der eine, „unser Fritze in die Jardekorpsuniform! — Dat is wat! Ei wei!"

„Ja," fällt Wilhelm ein, „tipp — topp! Wenn ik mal det Maß kriege, jehe ik ooch beis Jardekorps!"

Unterdessen ist ein großer, stattlicher Herr im Zivilanzuge — der Kronprinz, auf einem Spaziergange nach dem Tiergarten begriffen, hinter die beiden Jungen getreten und hat ihre Bemerkung gehört. Darüber erfreut, redet er sie an:

„Hört mal, Jungens, findet ihr nicht, daß ich mit dem Bilde da, das euch so gefällt, eine große Aehnlichkeit habe?"

Die beiden jungen Ritter vom Pechdrahte sehn erstaunt zu dem Herrn auf. Daß sich ein Mensch in Zivil mit dem deutschen Kronprinzen in der Gardeducorps-Uniform vergleichen will, erscheint ihnen als unerhörte Vermessenheit.

„Aehnlichkeit?" erwidert der eine. „Det ik nich finde!"

Darauf der Kronprinz: „Aber sowas! — Seht mich

Friedrich III. doch mal genau an, Jungens! Ich bin es ja selbst — der Kronprinz!"

Ein lautes Hohngelächter ist die Antwort.

„Nanu wird's Dach!" ruft Wilhelm, „hör doch mal, Fritze, so'n gewöhnlicher Ziviliste will unser Kronprinz sind!"

„So'ne Frechheit!" antwortet Fritze. Und den Zivilisten mit verächtlichen Blicken messend, trollen die beiden weiter.

„Was sagen kaiserliche Hoheit nur dazu!" ruft der hinzugetretene Adjutant, der der Szene in respektvoller Entfernung beigewohnt hat. „Eine unerhörte Respektlosigkeit!"

„Det ik nich finde!" erwiderte der Kronprinz. „So sind nun mal unsere Berliner Jungens — die beiden sind echt!"

Wo er das nur her hat?

Als Kaiser Wilhelm II. noch ein kleiner Prinz war, brachte er einmal durch Redensarten und Ausdrücke aus dem derbsten Berliner Volksmund seine Erzieherin zu höchstem Staunen und Entsetzen. Als er nun gar seine Schwester, Prinzeß Charlotte, mit einem Schimpfwort gröbsten Kalibers bedachte, konnte die Erzieherin nicht anders, als sich unverzüglich an den Vater zu wenden. Mit vor Erregung zitternder Stimme machte sie dem Kronprinzen Mitteilung von dem Vorfall.

„Denken königliche Hoheit nur — o es ist kaum auszusprechen, welch groben Ausdruck der Prinz in den Mund genommen —"

„Nun, was hat er denn gesagt?"

„O, ich kann es gar nicht wiederholen! — A—a—s hat er Prinzeß Charlotte geschimpft. — O mon Dieu! — Wie kommt der Prinz nur zu solchen Ausdrücken, die er doch noch nie gehört haben kann!"

„Hm," erwiderte der kronprinzliche Vater, der sich bekanntlich selbst gern als echter Berliner fühlte — „hm — das ist freilich wunderbar. — Weeß der Deibel, wo das — Luder das her hat?"

Det habe ik allens bei mir.

Als der Kronprinz einer Einladung des Grafen Stolberg zu einer Festlichkeit folgte, traf er auf der Treppe ein großes Gewühl von Dienern an. „Was ist hier los?" fragte der Kronprinz. Man wies auf eine ohnmächtig gewordene Dame. Sofort griff der Kronprinz in die Tasche, holte ein Riechfläschchen hervor und hielt es der Ohnmächtigen mit den Worten unter die Nase: „Det habe ik allens bei mir!"

Der Kronprinz als Raucher.

Eine hübsche Anekdote erzählt man sich vom Besuche des deutschen Kronprinzen im Johanneum zu Dresden. Der Kronprinz ging plaudernd und rauchend in dem Vorraume dieser berühmten Waffensammlung, als plötzlich sein Blick auf die Inschrift fiel: „Das Rauchen ist hier streng verboten." Sofort nahm er lachend seine kostbare Havanna aus dem Munde, steckte sie einem nebenstehenden Lehr-

 buben in den Mund und sagte: „Da — rauch' du se — ik darf nich!"

*

Es war zur Zeit, da der Regisseur des Hamburger Stadttheaters, Robert Buchholz, die Direktion des Berliner Nationaltheaters führte, dessen ideal-nationalen Zielen er bekanntlich ein Vermögen geopfert hat. Damals besuchte der Kronprinz sehr oft, man darf wohl sagen, demonstrativ, das Nationaltheater. Direktor Buchholz hatte zur Bequemlichkeit des hohen Herrn hinter dessen Loge ein kleines Kabinett einrichten lassen, welches dem Kronprinzen als Aufenthalt in den Zwischenakten dienen sollte. Eines Abends tritt Buchholz, wie immer, wenn der Kronprinz anwesend war, in dieses Kabinett, um den hohen Gast zu begrüßen. — Da bemerkte er, daß derselbe bei seinem Eintritt rasch etwas hinter dem Rücken verbirgt, sofort aber wieder lachend hervorzieht — eine eben angebrannte Zigarette. „Sie werden mich doch nicht verraten, Buchholz? Das Rauchen ist ja im Theater streng verboten!" — „Aber, kaiserliche Hoheit, es ist ja Ihr Privatzimmer!" — „Das ist ganz gleich. Ich beanspruche kein Vorrecht. Sie haben also das Recht, mich anzuzeigen. Es bleibt mir nur ein Mittel: Sie müssen mein Mitschuldiger werden und sich gleichfalls eine Zigarette anzünden. Hier nehmen Sie eine." Damit reicht der Kronprinz ihm sein Zigarettentäschchen. — Buchholz verbeugt sich und steckt die Zigarette mit den Worten in die Tasche: „Gestatten kaiserliche Hoheit, daß ich sie zur Erinnerung behalte?" — „Gewiß, aber so entkommen Sie mir nicht, Sie wollen mich verraten. Hier ist

eine zweite, die Sie anstecken können," und lachend überreicht der Kronprinz dem Direktor eine zweite Zigarette, ihm selbst dazu Feuer bietend. — „So, jetzt sind Sie Mitschuldiger," und vergnügt raucht der Kronprinz weiter. Es geschah dies lange vor dem Wiener Ringtheaterbrande, wo man es bekanntlich nicht so genau mit dem Rauchverbot nahm, und auch in den Theatergarderoben lustig darauf losschmauchte.

Alte Sachen.

Der Kronprinz ging eines Tages wie ein gewöhnlicher Herr in den Straßen Berlins spazieren. Plötzlich kam ein Trödeljude auf ihn zu und fragte: „Alte Sachen?" — Der Kronprinz sah ihn anfangs nicht. — „Alte Sachen? — Alte Sachen?" rief der Jude immerfort. Der Jude wußte nämlich nicht, daß es der Kronprinz war. Dieser blieb stehen und sah den Juden verwundert an. Dann fragte er ihn freundlich: „Was wünschen Sie?" — Der Händler machte einen Kratzfuß und sagte: „Haben Sie keine alten Kleider zu verkaufen?" — Da konnte sich der Kronprinz des Lachens nicht enthalten und sprach schmunzelnd, den Juden ansehend: „Lieber Freund, ich habe eine große Familie, und da gibt es keine alten Kleider. Was ich ablege, das wird sogleich für die Buben verwendet."

Unser Fritz als großmütiger Sieger.

Im Kriege 1870 erwarb sich der preußische Kronprinz als Führer der dritten Armee den Ehrennamen »Unser Fritz«.

Friedrich III. Wie der Sieger von Wörth seinen Edelmut auch dem überwundenen Feinde gegenüber zeigte, beweisen folgende Begebenheiten:

Als ihm der Tod seines heldenmütigen Gegners, des französischen Generals Abel Douay, gemeldet wurde, begab er sich sofort nach dem Gehöfte, wo die Leiche des Gefallenen in einer Bauernstube lag. Er stieg vom Pferde und trat in das Haus. Auf einer schnell hergerichteten Bahre, das Haupt auf einem umgestürzten Stuhl gebettet, lag der verblichene General, der in dem Augenblicke, als er einer Mitrailleusen-Batterie die Richtung geben wollte, die tödliche Kugel erhalten hatte. An der geschmückten Leiche hielt das treue Hündlein des Gefallenen die Totenwacht. Tief erschüttert weilte der Kronprinz einige Augenblicke an der Bahre des französischen Generals, den die eigenen Landsleute, um ihre Haut besorgt, hatten liegen lassen.

*

Der französische General Raoult war in der Schlacht bei Wörth verwundet worden. Wie einst Blüchers Adjutant, von Nostitz, in der Schlacht bei Ligny sich mit gezogenem Degen neben seinen Feldherrn stellte, um ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu schützen, so gab auch der Adjutant des Generals Raoult, der Major Duhoussel, ein ähnliches Beispiel von Soldatentreue. Mitten im dichtesten Kampfgewühl, im mörderischen Kugelregen, bleibt er an seiner Seite und trägt ihn endlich unter einen nahen Baum. Hier befestigt er sein Taschentuch an der Spitze seines Degens, um seinen General vor dem Feuer der

Feinde zu sichern. Dieser edle Zug war dem Befehlshaber der Bayern, dem General von der Tann, nicht entgangen. Als er näher kommt, erkennt er tiefbewegt seinen ehemaligen Waffenbruder, den General Raoult, mit dem er einst in Afrika gekämpft hatte. Durch ihn erfährt der Kronprinz von der Gefangennahme Raoults und von der Treue seines Adjutanten. Er reitet heran, und der verwundete General, um die Dienste seines Adjutanten zu belohnen, redet ihn mit den Worten an: „Königliche Hoheit, ich stelle Ihnen meinen Adjutanten vor, der sich geweigert hat, mich im Stiche zu lassen."

Tief ergriffen reichte der Kronprinz Duhousset die Hand und sagte: „Ich schenke Ihnen zur Belohnung für Ihr schönes Verhalten die Freiheit." Darauf führte der Wagen des Kronprinzen die beiden französischen Offiziere nach einem benachbarten Schlosse.

Der Kronprinz als Heraldiker.

Das erste Wappen des neuerstandenen deutschen Reiches wurde, dank der Umsicht des damaligen Kronprinzen, der Nachwelt überliefert. Es ist ein fußhohes Wappenschild mit dem Reichsadler, welches in aller Eile in der Nacht zum 18. Januar 1871 im Hauptquartier zu Versailles angefertigt wurde, um die rote Sammetportiere zu schmücken, durch welche die Spiegelgalerie im Versailler Schlosse von dem anstoßenden Saale bei dem feierlichen Akt der Kaiserproklamation geschieden werden sollte. Die Anregung war vom deutschen Kronprinzen ausgegangen. Graf Harrach

Friedrich III. hatte schnell die Zeichnung geliefert, ein Landwehrmann, der Kaufmann Magnus aus Berlin, nutzte seine Geschicklichkeit in Buchbinderarbeiten aus, schnitt und klebte, und eine französische Putzmacherin nähte und garnierte mit Perlen. Schon das Auftreiben des zum Wappenbilde erforderlichen Goldbrokates, des farbenrichtigen Sammets, sowie der an Stelle der Steine auf die Krone gehefteten Perlen waren nicht mühelos gewesen. Als nach der Kaiserproklamation der Saal geräumt wurde, war es abermals der deutsche Kronprinz, der die Reliquien des denkwürdigen historischen Aktes barg, und durch ihn kam dieses erste Reichswappen in das Hohenzollernmuseum.

Unser Fritz als Kinderfreund und Erzieher.

Es war am 6. November 1869 vor der Eröffnung des Suezkanals, da weilte Kronprinz Friedrich Wilhelm in Jerusalem und besuchte bei dieser Gelegenheit das unter Leitung von Diakonissinnen stehende Krankenhaus daselbst. Ein krankes braunes Mädchen von drei Jahren mit wunderschönen dunklen Augen, aber überaus leidendem Aussehen erregte bei dieser Gelegenheit seine Aufmerksamkeit. Voll tiefen Mitgefühls schaute er dem Mägdlein in die krankhaft glänzenden Augen, kniete dann an seinem Bettchen nieder und streichelte ihm liebkosend die heißen Wangen. Da flog ein glückliches Lächeln über die Züge des kranken Kindes; leise stammelte es in seiner arabischen Muttersprache, mit einem Blick auf den großen blonden Mann, ihm mehrmals ein kurzes Wort entgegen: „Ahubbuka!“

„Was meint die Kleine?“ fragte der Kronprinz.

„Königliche Hoheit,“ sagte die Diakonissin, tief bewegt von der Szene, mit Tränen in den Augen, „die Kleine sagte: „Ich liebe dich!“ — Und das braune Mädchen hatte unbewußt Tausenden von Kindern aus der Seele gesprochen.

Ein anderes Bild! — Vor dem Kinderkrankenhause zu Kaiserswerth am Rhein befindet sich ein in seiner Schlichtheit ergreifendes Denkmal des Kronprinzen aus Sandstein. Als Krieger steht er da, in Helm und Schärpe. Auf dem linken Arme hält er einen vierjährigen Knaben, der zutraulich mit dem Orden auf seinem Waffenrock spielt. Darunter steht: „Unser Kronprinz in Kaiserswerth am 21. September 1884.“ Es war zur Zeit der Herbstübungen in dem genannten Jahre, da kam der Kronprinz von Schloß Benrath aus nach dem Kaiserswerther Mutterhaus herüber, dessen segensreich wirkende Zweiganstalten er auf seiner Orientreise in Aegypten und Kleinasien kennen gelernt hatte. Es war gerade Sonntag, und der Gottesdienst soeben beendigt. Da standen sie da im Garten des Krankenhauses, die Waisen und kranken Kinder, um den Königssohn mit einem Liede zu begrüßen. Als sie dann an ihm vorüberzogen unter Trommelschlag und Pfeifenspiel, die krummbeinigen, lahmen und verkrüppelten Knaben, da flog ein wehmütiges Lächeln über des Kronprinzen Antlitz. Schnell neigt er sich nieder, nimmt eins der schwächlichsten Kinder auf den Arm, streichelt ihm die Wangen und läßt den Knaben mit den glänzenden Orden auf seiner Brust spielen, während er sich von den verschiedenen Diako-

Friedrich III. nissinnen diejenigen vorstellen läßt, die in den Kriegen 1864, 1866 und 1870 oder im fernen Morgenlande als Krankenpflegerinnen tätig gewesen waren.

*

Es war am 5. September 1879. Auf dem großen Exerzierplatze bei Königsberg hatte vor Kaiser Wilhelm die Parade des I. Armeekorps stattgefunden. Die von den Strapazen des Tages ermüdeten Truppen, die vom frühen Morgen auf den Beinen gewesen waren, hatten ihre Quartiere bezogen. Der Kaiser und der Kronprinz hatten in dem alten, ehrwürdigen Schlosse von Königsberg Wohnung genommen. Zu ihrer Wache war außer einem älteren Offizier auch ein junger, äußerst strebsamer, aber nicht mit Gütern gesegneter Degenfähnrich kommandiert worden. Es war bereits sehr spät am Abend. Der Kronprinz kehrte eben in Begleitung seines Adjutanten von einer Festlichkeit zurück, die man ihm zu Ehren veranstaltet hatte. An dem Wachtlokal vorüberschreitend, winkte er dem außen stehenden Posten zu, das Honneur diesmal zu unterlassen, und trat an das Fenster, um einen Blick in das Innere des Wachtlokals zu werfen. Drinnen im Offizierszimmer saß der junge Fähnrich, vorschriftsmäßig angekleidet, am Tische, das Haupt in die Hand gestützt, die Augen geschlossen. Die Anstrengungen des Tages waren zu groß gewesen; der Schlaf hatte ihn übermannt.

Leise trat der Kronprinz näher. Auf dem Tische vor dem jungen Schläfer lag ein angefangener Brief, in dem die Worte standen:

„Liebe Mutter!

Heute nach der Parade habe ich erfahren, daß ich in den nächsten Tagen zum Offizier befördert werde. Freue dich mit mir! Doch wie wird's mit der Beschaffung der Offiziersequipierung? Du hast alles für mich getan, bist arm; und ich muß mir anderweitigen Rat schaffen. Schulden, ein herbes Wort! Und wer wird sie bezahlen?"

Weiter war der arme Fähnrich in seinem Briefe nicht gekommen. In dem sorgenvollen Nachgrübeln über die letzte Frage war er, ermüdet von dem schweren Tage, eingeschlummert; jetzt lag ein stiller, sorgenloser Friede auf dem Antlitz des jungen Schläfers. Von Mitleid ergriffen, trat der Kronprinz näher, nahm ihm leise die Feder aus der Hand und schrieb als die schönste Antwort seinen Namen darunter:

„Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Dann entfernte er sich ebenso leise, den jungen Mann weiter den Traumgeistern überlassend. Und fast schien es dem aufs höchste erstaunten Jüngling, nachdem er erwacht war, als ob wirklich die Geister während seines Schlummers im Zimmer gewesen wären. Kaum traute er seinen Augen, als er die wohlbekannten Namenszüge des Kronprinzen unter seinem Briefe fand. In seine Garnison zurückgekehrt, fand der junge Fähnrich ein Schreiben des kronprinzlichen Hofmarschallamtes vor, das ihn aufforderte, nach stattgehabter Beschaffung einer vollständigen Offiziersequipierung die Rechnung einzureichen.

*

Zu den Lehrern und Kindern der Dorfschule zu Bornstedt, wo der Kronprinz ein Gut hatte, stand er in einem vertraulichen Verhältnis, davon zeugen folgende Geschichten:

Im Jahre 1882 war der Kronprinz eines Tages, wie er öfter zu tun pflegte, in die Klasse des Lehrers Mathias getreten. Da erhielt dieser eine Depesche, des Inhalts, daß seine hochbetagte Mutter ihn gern noch einmal vor ihrem Tode sehen möchte. Nachdem der Kronprinz von dem Inhalte der Depesche Kenntnis erhalten, ersuchte er den Lehrer, unverzüglich abzureisen. „Haben Sie keine Sorge wegen Ihrer Klasse," rief er ihm zu, „ich werde sie übernehmen, bis der Konfirmandenunterricht beginnt. Eilen Sie nur, damit Sie Ihre gute Mutter noch lebend antreffen." Und nun verweilte der Kronprinz in der ersten Klasse der Bornstedter Schule bis zum Schlusse des Unterrichts und prüfte die Kinder in seinem Lieblingsgegenstande, der Geschichte. Er sprach die Zeit der Reformation mit ihnen durch und gab hier und da eine Schilderung irgend einer hervorragenden Persönlichkeit aus jener gewaltigen Zeit. Nachdem er die Schüler um elf Uhr entlassen, begab er sich zu dem Lokal-Schulinspektor des Ortes, dem Pastor Dr. Pietschker, zeigte demselben ordnungsmäßig die unvorhergesehene Abreise des Lehrers an und wohnte dann noch dreiviertel Stunden aufmerksam dem Unterrichte der Konfirmanden bei.

Wiederkommen! hat er gesagt.

Seine rege Anteilnahme an der Bildung des Volkes zeigte der deutsche Kronprinz auch den Berliner Schulen gegenüber; er besuchte viele derselben, ja, er übernahm sogar das Amt eines Prüfungskommissars an einer Unterrichtsanstalt. Es war eine der großen, städtischen Fortbildungsschulen, die in der Reichenbergerstraße, der er jahrelang sein besonderes Interesse und seine Fürsorge zuwendete. Friedrich III.

Bei dem im März 1881 stattfindenden ersten Besuch dieser Schule seitens des Kronprinzen ereignete sich ein sehr heiterer Zwischenfall, der damals in der Reichshauptstadt viel belacht wurde. Der hohe Herr wohnte der Prüfung der Zöglinge stundenlang bei, folgte mit sichtlichem Interesse ihren Leistungen und nahm mit hoher Befriedigung die Zeichenausstellung in Augenschein. Von einem der Vertreter der städtischen Behörden nach Beendigung des Besuchs gefragt, welchen Eindruck er von dieser ersten Prüfung mitnehme, antwortete er:

„Daß es mir gefallen hat, ersehen Sie daraus, daß ich von nun an zu den Jahresprüfungen immer wiederkommen werde.“

Damit wandte sich der Kronprinz seinem Wagen zu. Ein jüdischer Stadtverordneter, der etwas abseits gestanden und die Worte nicht genau gehört hatte, trat schnell zu dem Herrn, an den sie gerichtet waren, und fragte leise:

„Was hat er gesagt?“

Da wandte sich der Kronprinz, der die Frage gehört

 hatte, nochmals um und sagte lachend im jüdischen Jargon: „Wiederkommen! hat er gesagt."

Schreit tüchtig.

Als der Kaiser Wilhelm I. der Gärtnerstadt Erfurt einen Besuch abstattete, bewillkommnete die Jugend besonders stürmisch den Kronprinzen, den sie in ihr Herz geschlossen hatte. Dieser aber bog sich aus dem Wagen und rief: „Jungens, hinter mir kommt Moltke — schreit tüchtig!" Und die Jungen taten es aus Leibeskräften.

Der Bandit im Papierkorb.

Einen wahrhaft rührenden Zug von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit erzählt ein im Dienste des Kaisers ergrauter Beamter, der seit seinen Jugendjahren das Glück hatte, in dessen Umgebung zu weilen. „Es war zur Zeit, da er noch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen hieß, da ließ der hohe Herr jemand von uns, den ich so gut kenne wie mich selbst, eines Tages in sein Arbeitszimmer rufen. Der Prinz stand gebückt über seinen Papierkorb und warf die darin befindlichen Papierstücke und Kuverts etwas ungeduldig durcheinander.

„Sagen Sie mal, M.," begann er mit seinem herzgewinnenden jovialen Wesen, „ich suche da vergeblich nach einem alten Briefumschlag, den ich heute am Morgen in den Korb geworfen habe. Hat vielleicht jemand von euch in dem Korb herumgekramt?"

Ich machte verlegen eine verneinende Bewegung.

„Na, na!" fuhr der Prinz fort, „mir scheint es aber doch so, daß da einer oder der andere in dem Papierkorb nach alten Siegeln und Kuverts ‚naturgeforscht', um nicht zu sagen ‚herumgeräubert' hat. Ich will nicht fragen, wer das Kuvert hat. Ich will dem Sünder nicht zu Leibe. Ich will nur etwas nachsehen. Es ist ein kleines blaues Leinwandkuvert eines Briefes von der Königin von England an mich und ist mit persönlichem Siegel versehen. Sie werden's mir sofort verschaffen. Ich will es nicht behalten. Später können Sie es meinetwegen dem Banditen wieder zurückgeben." Das war alles, wie gesagt, in herzgewinnendem Tone gesprochen. Selbstverständlich war nach wenigen Minuten das blaue Kuvert zur Stelle. Der Prinz besah es und gab es mir mit den Worten zurück: „So, danke, brauche es nicht mehr, geben Sie es dem Banditen wieder und sagen Sie ihm, daß es mit seiner Courage nicht weit her sei. Soviel Vertrauen hätte er zu mir schon haben können, um zu sagen: ‚Königliche Hoheit, das ist mein Metier, ich bin passionierter Heraldiker und Manuskriptensammler.' Sagen Sie dem bangherzigen Naturforscher — Sie kennen ihn ja sehr genau — daß er meinetwegen in dem Papierkorb heraldische und Manuskriptenstudien machen darf, — aber immer erst am nächsten Morgen. Verstanden? Na, denn is jut!" — Ich atmete erleichtert auf, denn wenn der hohe Herr so ein wenig berlinerte, war dies ein Zeichen, daß er in bester und gnädigster Stimmung war. Als der »Bandit« am nächsten Morgen von der hohen Erlaubnis Gebrauch machte und den Papierkorb plünderte,

Friedrich III. sollte er noch die hohe Herzensgüte seines Gebieters kennen lernen. Auf jedem einzelnen Kuvert war auf der Rückseite von der Hand des Prinzen mit Bleistift kurz verzeichnet, wessen Handschrift und Wappen dasselbe trage: „Prince of Wales," „Graf von Flandern," „Großherzogin von Hessen" u. s. w. Der edle Prinz hatte dem »Banditen« die heraldischen Studien erleichtern wollen. Welche liebenswürdige Güte kennzeichnet diese kleine Episode. Das kleine blaue Kuvert der Königin von England: „A Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Frédéric Guillaume de Prusse, à Berlin" liegt vor mir, und dem nun »alten Banditen« rollen schwere, heiße Tränen auf das alte Kuvert herab."

Tränen als Trinkspruch.

Als der altgermanische Lichtgott Baldur einem tückischen Schicksal verfallen und gestorben war, sollte er nach einem Ausspruch der Hel wieder zum Leben erwachen, wenn alle Wesen im Himmel und auf Erden um ihn weinten. Er mußte aber im Totenreich bleiben, da Loki, sein Verderber, nicht um ihn weinte.

Als Kaiser Friedrich, der neue deutsche Baldur, einem ebenso tückischen Schicksal verfallen war und auf der Totenbahre lag, da weinte jedes deutsche Herz um ihn, und wenn ihn die um seinen Tod geweinten Tränen hätten erwecken können, so wäre er dem deutschen Volke wohl wieder zum Leben erstanden.

Die Königin von Italien gab diesem Gedanken in den

herrlichen Trostworten Ausdruck, die sie an die trauernde Witwe Kaiser Friedrichs schrieb: Friedrich III.

„Wenn die ganze Welt weint, kann auf einen nicht so viel des Schmerzes kommen. Gebiete Deinen Tränen Einhalt, weinen doch alle mit Dir!"

Als einige Zeit nach dem Hinscheiden des Kaisers die Königin von England bei dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich zum Besuch war, saßen eines Tages beide in Innsbruck beim Lunch. Da es die Hofsitte verbietet, bei einem familiären Mahle Trinksprüche auszubringen, ergriff der Kaiser ein Glas Rheinwein, richtete den Blick auf die Königin und sagte mit Tränen in den Augen nur die zwei Worte: „Kaiser Friedrich!"

Hierauf leerte er sein Glas bis auf den Grund, und über die Wangen der Königin flossen schwere Tränen, während sie dem Kaiser stumm die Hand drückte.



Inhaltsverzeichnis.



